

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

# Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Die Brüder. \*)

Ein Stück aus dem Volks-Leben.

Preiserzählung

von

Albert Bürklin.

Motto:

Im Jagen nach richtigem Schein und Sein,  
Hat Mancher gebrochen schon Arm und Bein!  
Drum was Du auch feiest, sei es nur recht;  
Du sährst dann gewiß hienieden nicht schlecht!



in seiner geräumigen, hellen und luftigen Werkstätte stand an einem heitern Maiabend der Schlossermeister Wilhelm Berthold vor seiner Werkbank am geöffneten Fenster und feilte kräftig und lustig d'rauf los, daß die Messing-Spähne wie ein feiner Regen um ihn her sprühten. Ein markirtes, doch fein geschnittenes Gesicht, ein strahlenbes Auge, ein freundlicher Mund, machten die kräftige Gestalt des Meisters zu einer ansprechenden Erscheinung, die kaum in den Schmutz einer Schlosserwerkstätte passen mochte. Doch hier paßten Meister und Werkstätte vollkommen zusammen; da war Nichts vom Schmutze des Handwerkes zu

sehen, Alles blank und glatt und geordnet wie in dem Empfangszimmer einer Dame. Der Meister war ein Schwärmer für Ordnung und Reinlichkeit, und hatte die Aufgabe gelöst, sein Handwerk, für das er begeistert war, von Allem Unrathe frei zu halten.

„Holla! Jungen's! Es ist 4 Uhr!“ rief der Meister mit schallender Stimme und wischte sich die Stirne. Und der Höllen-Lärm, den 12 Gesellen mit Hammer und Feile auf Ambos und Schraubstock gemacht, ward wie durch einen Zauberschlag in lautlose Stille verwandelt, nur durch ein „Ah!“ der Erwartung und der Befriedigung unterbrochen, als des Schlossers holdes Töchterlein mit dem letzten Glockenschlage in die Werkstätte trat, in der einen Hand einen mächtigen Bierkrug und in der ander'n ein Körbchen mit Brod.

Des Meisters Augen strahlten vor Zärtlichkeit, als sie auf die zierliche Gestalt des lieblichen Mädchens fielen. „Nun mein Mädel, laß 'mal sehen, was Du uns bringst!“, sagte der Schlosser, seiner Tochter mit freundlichem Lächeln auf die blühende Wange klopfend. Und das Bier schäumte in die Gläser und die durstigen Bursche tranken und plauderten, auf den Werkbänken sitzend. „Mädchen, sage der Mutter, daß ich nach Feierabend einen Spaziergang mit Euch machen werde, setz Eure Strohhüte auf, denn ich will heute Ehre mit Euch einlegen.“ — „Ach Vater, am Ende führst Du uns gar in das Sommertheater?“ „Hast's errathen, mein kleiner Schelm, ja, denn ich feire heute ein Fest.“ „Ach bester, goldener

\*) Die Leser des hinkenden Boten wissen, daß im vorigen Jahrgang ein Preis für die beste Erzählung ausgeschrieben wurde. Es liefen in Folge dessen die nachfolgenden 27 Erzählungen ein:

- 1) Die Sprache. Aus Einsheim.
- 2) Der Freiherr von Eppingen. Aus Eppingen.
- 3) Ein Abenteuer in Baden-Baden. Aus Stuttgart.
- 4) Die Brüder. Aus Karlsruhe.
- 5) Falsche Wege. Aus Mannheim.
- 6) Der vergrabene Schatz. Aus Rastatt.
- 7) Treue Liebe bis in den Tod. Aus Durlach.
- 8) Der Schwur des Pascha. Aus Odenheim.
- 9) Bleib im Lande und nähre dich redlich. Aus Basel.
- 10) Der Eisenbahnfeind. Aus Stuttgart.
- 11) Höre, wie aus dem Käselein ein Kaspar und später ein sehr tüchtiger Mann wird. Aus Hoppetenzell bei Stodach.
- 12) Die Gloden in Büttelbronn. Aus Pappenheim.
- 13) Die Räuberhöhle. Aus Eschelbach.
- 14) Marie oder das Findelkind. Aus Stuttgart.
- 15) Rose von Bruchdorf. Aus Düsseldorf.
- 16) Friedrich I., deutscher Kaiser aus dem Hohenstaunischen Hause. Aus Giesichtsbild. Aus Ulm.
- 17) Die Astronomie. Aus Heibelberg.
- 18) Der Berggeist. Aus Jünnenau bei Weimar.
- 19) Der Betrieb der Landwirtschaft im Unterlande. Aus Rippenweier bei Weinheim.

- 20) Wie der Sachbrenner babilische Hofwirth meint, er habe einen Goldvogel gefangen und das Nest leer findet. Aus Eitenheim.
- 21) Die beiden Lebenswege. Aus Rastatt.
- 22) S' Babeli von Auggen, oder: Was sein soll, schießt sich wohl. Eine Volksgeschichte aus dem Markgräfler Lande. Aus Offenburg.
- 23) Eine Erzählung zum neuen Jahre 1859, die Wunder, Wahrheit und Weisheit enthüllt, welche Menschen einst in's Land Canaan zu wandern vermögen und welche die Seligkeit ererben oder die Verdammnis empfangen. Aus Dillstein bei Pforzheim.
- 24) Der Kaspar und der Schneelstein. Aus Wimpfen.
- 25) Rittergeschichte aus dem zehnten Jahrhundert. Aus Freiburg.
- 26) Der Schwur. Aus Birstetten bei Denzlingen.
- 27) Wolfram, der Bereiter von Zähringen. Aus Freiburg.

Diese Erzählungen wurden in vielen Familienkreisen aus verschiedenen Ständen vorgelesen, alle Meinungen wurden gehört und nach dem Anhören Gelehrter und Ungelehrter, und großer und kleiner Leute wurde der Erzählung: „Die Brüder“ der Preis von 10 Dukaten zuerkannt. Der Verfasser, Herr Eisenbahninspektor Albert Bürklin in Karlsruhe, hat versprochen, dem hinkenden Boten auch in Zukunft zur Unterhaltung und Erheiterung seiner Leser behülflich zu sein.

Vater!" jubelte das Mädchen und flog dem Schlosser an den Hals. "Na, na! nur sachte Du kleine Heze, Du wirfst ja Deinen Vater über den Haufen! So — lasse jetzt gut sein; hörst Du? die Mutter ruft; gehe jetzt."

"Ja Väterchen. — Aber . . ."

"Was aber?"

"Aber der Ferdinand?" flüsterle das hübsche Schlosserkind und barg das erröthende Gesicht'chen an des Vaters breiter Brust.

"Der Ferdinand?" lachte der Schlosser, "ja so der Ferdinand! Nun Der muß freilich auch mit. Was meinst Du Ferdinand?" und dabei reichte er die Hand seinem Werkführer, einem schlanken, feinen jungen Manne, der die Scene zwischen Vater und Tochter mit so strahlenden Augen betrachtet hatte, daß man leicht errathen konnte, die niedliche Marie habe in seinem Herzen ein wenig Anheil angerichtet. "Wie gut und freundlich Sie sind, Meister Berthold!" rief der glückliche Werkführer und beugte sich dankbar über die Hand seines geliebten Herrn. "Nun aber husch, husch, Du kleiner Spaz! rief der Meister, in die Hände klatschend, und Mariechen flog mit einem Schrei des Entzückens zur Thüre hinaus.

"Und nun, Jungen's, habe ich Euch eine Nachricht mitzutheilen, die Euch Freude machen wird!" Die Gesellen scharten sich erwartungsvoll um den Herrn, der in der einen Hand ein zusammenge-

faltetes Papier, in der andern ein geschlossenes Cassian-Etui in die Höhe hielt.

"Rathet Bursche, was ist Das?"

"Wir haben Ehre gehabt von unserer Arbeit, der feuerfeste Kassenschrank, den ich zur Industrie-Ausstellung geschickt, ist mit der goldenen Preis-Medaille gekrönt worden. Hier das Diplom, hier die Medaille!"

"Hurrah!" donnerten die Gesellen, daß die Werkstätte zitterte. "Ho, ho! Jungen, sachte, sachte, woll't Ihr mir die Polizei da drüben auf den Hals brüllen? Achtung! ich bin noch nicht fertig. Ferner hat dieser Kassenschrank den Preis von zweihundert Gulden gewonnen, den die Handelskammer in Wien auf die beste Arbeit dieser Art ausgesetzt hat, und es sind bereits Bestellungen auf ein Duzend solcher Schränke eingelaufen." Ein zweites "Hurrah!" erschallte, gegen das das erste nur ein Flötensenfzer war, und die Gesellen warfen die Mütze an die Decke, denn Jeder ahnte, was jetzt kommen werde. "An dieser Ehre habt Ihr Alle Theil und Anspruch", fuhr der Meister fort, "denn Ihr Alle habt mich treulich unterstützt; Ihr seid brave, tüchtige Jungen, ich hab's Euch schon oft gesagt, und ohne Euern Fleiß hätte ich's nicht fertig gebracht. Darum ist's auch billig, daß wir theilen; die Medaille für mich, das Geld für Euch!"

Ein drittes "Hurrah!" donnerte, und die Gesellen drängten sich um den Meister, um ihm



„Hurrah!“ donnerten die Gesellen, daß die Werkstätte zitterte.

bankbar die Hand zu drücken. — „Nun Kinder, jetzt laßt's gut sein“, rief dieser, der sich kaum der stürmischen Dankbarkeit der zwölf ungestümen Burschen erwehren konnte. „Der Werkführer wird das mit Euch fertig machen. Aber Bursche, das sage ich Euch, seid vorsichtig und klug und vergesst Eure Sparlassen und die Armen nicht. Und nun Kinder, wieder an die Arbeit!“ Also sprach der Meister und Alles flog wieder an die Werkbänke. Und wieder lärmten Hammer und Ambos und sprühten Funken und Spähne, da verdunkelte sich das geöffnete Fenster vor des Meisters Werkbank und das Brustbild eines eleganten, jungen Mannes erschien in dem Rahmen.

„Bon soir Monsieur le serrurier“, grüßte eine wohlklingende Stimme und der junge Mann klopfte, um sich bemerkbar zu machen mit dem silberbeschlagenen Stiele seiner Reitpeitsche auf den Fenstersims, „ich störe doch nicht?“ Der Meister schaute auf und ein Schatten flog über sein Gesicht, als er den Inhaber der Reitpeitsche erkannte. „Ah Herr Preller? Sie sind irre gegangen, wie es scheint, dort drüben ist der Englische Hof; und ich bin beschäftigt, wie Sie sehen.“ — „Ich bin nicht irre gegangen, par Dieu! und weiß noch recht wohl ein Wirthshaus von einer Schlofferwerkstätte zu unterscheiden; aber ich wünsche Sie zu sprechen, in einer sehr wichtigen Angelegenheit“; und hochmüthig setzte der Fremde hinzu, „ich hoffe Sie werden die Güte haben, mich zu empfangen, Herr Berthold!“

„Was mag der schuftige Windbeutel wollen?“ murmelte der Meister, und mit keineswegs freundlicher Miene lud er den jungen Mann ein, in seine Wohnstube einzutreten und ihn zu erwarten. Folgen wir Herrn Preller in die Wohnstube des Schlossers, wo wir ihn beschäftigt finden, seine Toilette vor dem kleinen Wandspiegel zu ordnen. Er war, und das schien er auch sehr wohl zu wissen, was man einen hübschen jungen Mann nennt, und sein Gesicht war nicht nur schön, sondern auch ansprechend gewesen, ohne einen häßlichen Zug der Verleththeit um die Augen, in denen oft ein tückischer und lauernber Blitz aufleuchtete, und ohne ein hämisches Zucken, mit welchem er öfters seinen hübschen Mund verzerrte. Seine Kleidung, vom Seidenhute bis zu den glacés und den Glanzstiefeln, war mehr reich als geschmackvoll, und charakteristisch bezeichnete sich seine Eleganz durch einen großen, falschen Brillanten, der sein schwarzes Atlas-Halstuch zusammenhielt. Herr Preller schien mit seiner Untersuchung zufrieden zu sein und nach einem letzten Rächeln nach seinem Spiegelbilde, drehte er sich auf dem Absätze herum und klemmte das Lorgnon ins Auge, um die Stube einer nähern Untersuchung zu unterwerfen. „Verdammt einfache Einrichtung für einen so

reichen Kauz! par Dieu! Meubles von Eichenholz; hat man schon so Etwas gesehen? keine Teppiche, keine Causeuse und welch' ein elender Spiegel, man wird melancholisch, wenn man nur hineinschaut. Da versteht es sein Bruder besser; le pauvre diable; Pah! eine ausgepreßte Citrone! Doch, wenn auch der Alte keinen Geschmack für die Meubles hat, so hat er doch goldene Fische und eine verdammt hübsche Tochter. — Ein Klavier; eine Guitarre? Wahrhaftig, meine kleine Zukünftige treibt Musik? très agreable! Ha! der Alte wird Augen machen! Doch da kommt er, jetzt göttliche Unverschämtheit komme mir zu Hülfe. Ich muß ihm zu imponiren suchen!

Meister Berthold trat in's Zimmer und lud seinen Besuch mit einer kurzen Handbewegung ein, sich zu setzen.

„Ich komme zunächst im Auftrage Ihres Herrn Bruders“, begann Herr Preller und spielte nachlässig mit seinem Handschuhe, „um mit Ihnen über dessen mauvais affaires zu sprechen, die durch die neuesten Ereignisse auf dem Geldmarkte und insbesondere . . . .“

„Ich muß Sie unterbrechen Herr“, fiel ihm Meister Berthold in die Rede, und runzelte die Stirne, „ich bin erstaunt, daß Sie es sind, der sich berufen fühlt, mich von der „mauvais affaires“, wie Sie das nennen, meines Bruders zu unterhalten, da Sie vielleicht eine Ahnung haben müßten, wie Sie selbst auf diese „mauvais affaires“ nicht ganz ohne Einfluß gewesen sind; ich kann deshalb kaum glauben, daß mein Bruder Karl sich eines solchen Unterhändlers bedienen konnte, um mit seinem Bruder zu sprechen, da ihm doch mein Herz und Haus zu jeder Zeit offen stehen!“

„Ich glaube eben“, bemerkte Herr Preller mit hämischem Rächeln, „daß Ihr Herr Bruder eines Bruders offene Kasse seinem offenen Herzen vorziehen würde.“

„Sie bestehen witzig zu sein, Herr Preller! Lassen wir das! Sagen Sie meinem Bruder, wenn Sie wirklich sein Bevollmächtigter sind, was Sie von mir gehört haben, und wenn Sie mir sonst Nichts zu sagen haben, so wollen wir schließen“, sagte kurz der Schlosser und erhob sich.

Herr Preller war trotz seines unerschütterlichen Selbstvertrauens fast ein wenig verblüfft über den kurzen Ton, den man sich gegen ihn erlaubte; er faßte sich jedoch, im Bewußtsein seiner Unfehlbarkeit, kreuzte die Beine, klatschte mit der Reitpeitsche an seine glänzenden Stiefel und blickte mit einer unnachahmlichen und fast komischen Unverschämtheit zu Herrn Berthold empor. „Ich hätte noch Etwas mit Ihnen zu besprechen. Eine persönliche Angelegenheit.“

„Ah! eine persönliche Angelegenheit?“

„Ja, ich will mich etabliren?“

„Ah!“ rief Herr Berthold und schaute erstaunt auf seinen Gast herab, „und als was, wenn ich bitten darf?“

„Nun, in meinem métier, als mecanicien.“

„Ah, was der Taufend!“

„Sie sind erstaunt? Natürlich, Sie fürchten die Konkurrenz, sehr begreiflich!“

„O, die Konkurrenz! ja freilich, die ist sehr zu fürchten!“ und der Schalk zuckte um den feinen Mund des Schlossers. „Doch beruhigen Sie sich“, tröstete Herr Preller, „ich habe nicht die Absicht Ihnen zu schaden, und ich wollte ihnen deshalb einen sehr annehmbaren Vorschlag machen“; Herr Preller sprang auf, stellte sich holzgerade vor den Schlosser und starrte ihn durch sein Augenglas an, denn jetzt wollte er den Hauptschlag führen. „Wir wollen unsere Interessen vereinigen! He, was sagen Sie?“

„Vereinigen — wie — unsere Interessen? Uns associiren also?“ rief der erstaunte Schlosser, und unterdrückte ein lautes Gelächter.

„Nein, nicht so; noch inniger; verstehen Sie mich denn gar nicht?“ sagte Herr Preller und sagte den Schlosser vertraulich am Rockknopfe, „nun? eh bien! Sie nehmen mich als, — als Schwiegersohn ins Geschäft! Sie geben mir Ihre Tochter!“ So, jetzt war's heraus und als ob Herr Preller dem Schlosser Zeit lassen wollte, sich von seiner freudigen Ueberraschung zu erholen, machte er auf dem Absatze eine Viertels-Wendung, und lognetirte die aufferstiche an der Wand.

Und in der That, Herr Berthold war überrascht und schien außer sich vor Veranügen. „Oh, oh, als Schwiegersohn in's Geschäft! ha, ha, ha, nicht übel, der Bursche gefällt mir! ha, ha, ha!“ und er warf sich in einen Stuhl und lachte, daß ihm die Thränen in den Bart rollten. „Meine Marie, mein Goldkäfer, und dieser Zeisig! Oh, das ist wirklich köstlich?“

Herr Preller war sehr befricbtigt von dieser Fröhlichkeit des Schlossers; er klopfte ihm sanft und voll zarter Sorgfalt auf den Rücken, als wolle er einem Erstickungs-Anfalle vorbeugen, der ihm vielleicht nach der Hochzeit, in diesem Augenblicke aber gar nicht am Platz schien, und sagte beruhigend: „Nun, nun, Herr Schwieger-Papa, mäßigen Sie Ihre Freude, Sie riskiren ja einen Schlagfluß, beruhigen Sie sich, und besprechen wir das Geschäft näher.“ — „Ja Herr, es ist gut, daß Sie mich daran erinnern, besprechen wir das Geschäft näher“, und Herr Berthold wischte die Thänen aus den Augen und eine Wolke verfinsterte seine Stirne. „Herr Preller“, sagte er mit gemessenem Ernste, der sonderbar kontrastirte mit der eben gezeigten Lustigkeit, und bei Herrn Preller ein unbehagliches Gefühl erzeugte, „Herr Preller, Sie haben mir die Ehre angethan, sich sehr offen

gegen mich auszusprechen; ich fühle mich deshalb verpflichtet, Ihnen eben so offen meine Ansicht mitzutheilen, über „das Geschäft“, welches Sie so gütig waren mir vorzuschlagen.“

„Eh bien, je suis à vos ordres!“ lächelte der Schwiegersohn in spe und schielte nach dem Schreibtische, in welchem er vermuthete, daß des Schlossers Goldvögel ihrer Freiheit entgegen sauzten.

„Herr Preller, Sie sind als fünfzehnjähriger Jüngling nach Frankreich gegangen; Sie waren damals ein guter und ein hoffnungsvoller Junge.“

„Oh très complaisante!“ schmunzelte der Geschmeichelte, mit einem zweiten Blicke nach dem Schreibtische.

„Sie waren zehn Jahre in Frankreich; Sie haben dort Etwas gelernt, ich will es glauben, denn Sie haben Talent; aber Herr, Sie haben dort den ehrlichen Namen eines deutschen Handwerkers zu Schanden gemacht, denn Herr, ich kenne Ihr dortiges Leben, und sind zu uns zurückgekehrt, banquerot an Ehre, Vermögen und Gesundheit, als ein Taugenichts!“

„Herr!“ schrie der entsetzte Schwiegersohn und sein Antlitz wurde erdfahl.

„Ja, als ein Taugenichts“, fuhr Herr Berthold mit erhöhter Stimme fort, „und ein Taugenichts sind Sie geblieben in den zwei Jahren Ihres Hierseins. Sie haben den Rest Ihres Vermögens verpraßt, Sie haben sich wie ein ansteckendes Krebsgeschwür in unsere Bürgerschaft hineingesessen, und Ihr schändliches Beispiel und Ihre Verführung haben schon großes Unheil angerichtet. O mein armer Bruder! Ja Herr, Alles dieß' haben Sie gethan! Und Sie können die Frechheit haben, in das Haus eines ehrlichen Mannes einzutreten, und um die Hand eines ehrlichen Mädchens anzuhalten, nur um mit dem Gelde des Vaters Ihr Schand-



„Dies, Herr, ist mein Bescheid“, rief der Schlosser, indem er die Thüre öffnete.

Leben fortführen zu können? Dieß, Herr, ist meine Ansicht von Ihrem „Geschäft“, und mein Bescheid“, rief der Schlosser, indem er die Thüre öffnete, „ich denke ich bin deutlich gewesen. Im Uebrigen ist meine Tochter bereits versprochen.“ Herr Pressler hatte bleich und sprachlos vor Erstaunen und Wuth in das zornigglühende Gesicht des Schlossers gestarrt, ein teuflisches Lächeln verzerrte seinen Mund und ein boshaftes Feuer sprühte aus seinen Augen. „Ha, ha, ha! das also ist's? der Werkführer Ferdinand und des Schlossers Tochterlein! Ha, ha, ha! und ich Narr wollte mich an eine Dirne wegwerfen?“ schrie er mit beleidigendem Hohnge lächter und nahm den Rückzug gegen die Thüre. Doch Meister Berthold, wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will, war mit einem Satz auf der Schwelle. „Lotterbube, Du sollst mir nicht an meine Blume fressen“, donnerte er, packte den Widerstrebenden bei der Brust, schleppte ihn an die geöffnete Hausthüre, und schleuderte ihn mit kräftiger Faust auf die Straße, daß er auf das Pflaster rollte. „Das sollst Du mir büßen Schlosser!“ heulte der Glende, die Faust schüttelnd, sprang auf und hinkte um die Ecke.

„Der Bube hat mich zorniger gemacht, als Recht ist“, brummte Meister Berthold und wischte den Schweiß aus dem Gesichte; „aber meinen Abend soll er mir nicht verdorben haben.“

„Frau! Marie!“ rief er die Treppe hinauf, „seid Ihr fertig? es ist sechs Uhr.“

Sie waren fertig; und der Werkführer Ferdinand obendrein. Und zwei Herzen wenigstens waren froh und glücklich auf diesem Abendspaziergange.

Auf der andern Seite des Marktplatzes der kleinen Residenzstadt, in welcher unsere Geschichte spielt, dem Hause des Schlossers Berthold fast gegenüber, liegt das stattliche Gasthaus zum Wiener Hofe, ganz besonders renommirt durch seinen trefflichen Zehner, und durch seine fastigen Coteletts. Wer an einem beliebigen Tage in der Woche Vormittags halb elf Uhr die Hausthüre zum Wiener Hof in's Auge faßt, muß dieses stattliche Haus eher für eine große Werkstätte, als für ein Gasthaus halten, denn die zahlreichen Personen, die in dieser Zeit die Schwelle überschreiten, gehören offenbar zum größten Theile dem Handwerkerstande an, zudem sehr viele die Attribute ihres Handwerkes, der Eine eine Säge, der Andere einen Hobel, der Dritte einen Maßstab u. s. w., in der Hand tragen, als wollten Sie gerade zur Arbeit gehen. Doch leider haben alle diese Zeichen der Gewerthätigkeit, welche hier zur Schau getragen werden, keinen andern Zweck, als die Schulmappe hat, die der Schultnabe unter dem Arme trägt, wenn er die Schule schwänzt. Es ist leider nicht die Arbeit, es sind ganz andere Zwecke, welche alle diese Handwerker fast täglich

hier zusammenführen, es sind die angenehmen, reizenden, aber verderblichen Genüsse der Eils-Uhr-Messe, dieses Krebschadens, der an der Wohlhabenheit des Bürgers frißt, und seinen Credit, seine Gesundheit und sein Familienglück untergräbt.

Am Vormittage nach den oben erzählten Ereignissen war die Eils-Uhr-Messe im Wiener Hof besonders lebhaft besucht, man hatte ja Stoff zum Kanegiefern, einen prächtigen Skandal, denn die unglückliche Freierei des Herrn Pressler hatte bereits die Kunde in der Stadt gemacht.

Ein langer Tisch im Speise-Saal zum Wiener Hofe war dicht besetzt mit Gästen, die alle dem Geschäfte des Essens und Trinkens oblagen und in einer lebhaften Debatte begriffen schienen. „Herr Oberkellner“, rief der Präsident der Gesellschaft, ein wohlbeleibter Bäckermeister, mit blaurothem Gesichte, „noch eine Cotelette, mein Appetit zum Mittagessen ist doch beim Teufel, und einen halben Schoppen Affenthaler, wenn ich bitten darf. Und der Berthold hatte dennoch Recht, wenn er den Windbeutel auf die Straße warf“, setzte er hinzu, und prüfte den Wein mit der Zunge, „es war doch eine kolossale Unverschämtheit! Parbleu!“ „Unverschämtheit? und warum?“ rief am andern Ende des Tisches ein Korsettenfabrikant ohne Rath, der sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, den Herrn Pressler, — sein Ideal, — in Kleidung und Manieren zu copiren, „warum? mon ami Pressler ist ein feiner und gewiegter Burſche, und so nobel; par Dieu, die Kleine hätte sich gratuliren dürfen.“

„Ich mag den Berthold nicht leiden, er ist ein hochmüthiger Geselle und ein Anausser dazu“, trankelte der Barbier Müller, und schlenkerte die rechte Hand, als wolle er Seifenschäum wegschleudern, „aber sein Mädchen, die Marie, Respect davor, die ist doch zu gut für den Schwibidü, den Pressler!“ — „Ein hochnasiges Ding ist sie, sammt ihrer Frau Mama“, fuhr neben an der Friseur Grimm dazwischen, „nun, man wird ja sehen, Hochmuth kommt vor dem Falle.“

Da legten sich zwei Hände schwer auf die Schultern der beiden letzten Redner, und ein hochgewachsener, finster blickender Mann, dem man die Verwandtschaft mit Wilhelm Berthold auf den ersten Blick ansah, sprach mit halblauter Stimme: „Ihr seid beide auf meinen Bruder erbost, Ihr Müller, weil er sich selbst rasirt, Ihr Grimm, weil seine Frau und seine Tochter sich selbst frisiren. So weit ist's gut, aber hört mich Ihr beiden, wenn ich noch ein einziges nachtheiliges Wort aus Euern ungewaschenen Mäulern über meinen Bruder höre, so schlage ich Euch die Schüssel ein, denn mein Bruder, wisset Ihr, ist ein Ehrenmann. Ihr könnet Euch darnach richten.“

„He, he, nur nicht so heftig; seit wann seid Ihr denn wieder mit Euerm Bruder versöhnt?“



Die Eils-Uhr-Messe im Wiener Hof.

„Desto schlimmer für mich, daß ich's nicht bin“, murmelte Herr Berthold, und setzte sich mit einem Seufzer an den Tisch: „Herr Oberkellner einen Schoppen Markgräfler.“

„Nun Herr Berthold“, rief der blaurothe Präfident über den Tisch herüber und nagte an seinem zweiten Kalbsrippchen, „Ihr Bruder da drüben hat ja die goldene Medaille bekommen?“

„Und zweihundert Gulden seinen Gesellen geschenkt“, schrie ein anderer; „Unerhört, merkwürdig, heispiellos“, rief Alles durcheinander; „ein heller Narr“, murmelte der Friseur dem Barbier in's Ohr, mit einem scheuen Blicke nach seinem finstern Gegenüber!

„Mein Bruder“, rief dieser in den Tumult herein, „ist ein tüchtiger Mann, Ihr möget wollen, so viel Ihr wolle, da für hat er die Medaille gewonnen, aber er ist auch ein gescheuter Mann, und deshalb hat er seinen Gesellen zweihundert Gulden geschenkt, er konnte in der That Nichts Gescheuertes thun!“ — „Wenn er nur auch den Handwerkerstand mehr zu Ehren brächte“, seufzte ein schwindstüchtiger Schneider und nagte an seiner Cigarre, „er sollte mehr sich sehen lassen, mehr springen lassen, seine Goldbögel verrosten ja in der Kasse.“

„Da verstehet Ihr es besser, Meister Berthold“, rief die Copie des Herrn Preller, und trank dem Meister zu, „parbleu! Ihr seid der beste Stammgast in unserer sibielen Eils-Uhr-Messe, und wie ist bei Euch zu Hause Alles so nobel, Euer Bruder

aber hat ja eine Einrichtung, parole d'honneur, sie wäre für meinen Gehülfsen zu schlecht!“ „Und seine Frau, seine einzige Tochter“, rief der reiche Metzger Ulrich und spielte mit der goldenen Uhrkette, die ihm über die Weste bis auf den Bauch herunterhing, „das Kammermädchen meiner Frau macht größern Staat, wie die!“

Und Alles fiel über den armen Schloffer Berthold her. „Er hat keinen Theater-Platz, der reiche Filz! Er geht nicht auf die Jagd! Hab't Ihr ihn jemals bei uns im Wiener Hofe gesehen? Seinen Gesellen gibt er um die Hälfte mehr Lohn, als ich und verdirbt das Geschäft“, brummte ein alter Schloffer und warf zornig den Cigarren-Nest in die Ecke.

„Ruhe“, donnerte Karl Berthold in den Lärm und erhob sich, „ich dulde es nicht, daß Ihr in meiner Gegenwart über meinen Bruder schimpfet, wartet wenigstens bis ich fort bin!“ und unmutig griff er nach Hut und Stock und eilte zur Thüre, auf deren Schwelle er dem wirklichen Herrn Preller begegnete. „Ein Wort mit Dir, Heinrich, raunte er ihm in die Ohren und zog ihn in eine Fenster-Nische. Herr Preller trug als Andenken an das gestrige Abenteuer ein schwarzes Pflaster über dem linken Auge.

„Nun?“ fragte Herr Berthold erwartungsvoll, „warst Du bei meinem Bruder?“ „Ja“, erwiderte Herr Preller trocken. „Nun? was sagt er, hast Du meinen Auftrag ausgerichtet?“ „Habe

ihn ausgerichtet“, entgegnete Herr Pressler finster, „Nichts hat er gesagt, auf die Straße hat er mich geworfen.“

„Was, als Antwort auf meine Bitte?“

„Als Antwort auf Deine Bitte!“

„Schuft, Du lügst“, schrie Herr Berthold zornig, „er hat Dich auf die Straße geworfen, weil Du die Frechheit hattest, um seine Tochter anzuhalten, und da hatte er vollkommen Recht!“ „Karl“, rief Herr Pressler und verzerrte den Mund, „Du willst mich beleidigen!“

„Du bist ein Elender“, entgegnete dieser mit erregter Stimme, „und an meinem ganzen Unglücke Schuld, mein Bruder hätte dich mit Füßen treten sollen; aber ich will selbst hin, was brauche ich einen solchen Schafstun zum Unterhändler?“ Und damit führte Herr Berthold zur Thüre hinaus, und man sah ihn raschen Schrittes über den Markt, nach des Schlossermeisters Haus zu eilen.

Herr Pressler war an dem Fenster stehen geblieben und lachte dem Forteilenden höhnlisch nach. „Schnuff, Elender?“ murmelte er, „bravo mein guter Kammerad, morte dieu, das sollst Du mir entgelten. Doch den habe ich sicher genug, wie den Hornschroder am Faden; aber Du und dein Bruder, Ihr sollt an den Pressler denken. Der Name Berthold soll zum Schandfleck werden und dem hochmüthigen Schlosser, Gott verdamme ihn, soll das Herz brechen über der Schmach seines Bruders.“ Und hastig ergriff er seinen Hut und eilte auf die Straße.

„Pressler, mon cher ami, so bleibe doch“, rief sein Conterfei, „pardieu, fort ist er; ein prächtiger Junge, parbleu, und so ucbel.“

„Lasset ihn laufen“, lachte der dicke Präbident, „er hat Eile, das Aufgebot zu bestellen!“

„Herr Oberkellner, noch einen Pfiff, weil's heute Montag ist!“

Schlossermeister Berthold hatte von seiner Werkbank aus seinen Bruder in den Wiener Hof gehen sehen und hatte geseufzt. „Schon wieder! und wie er so bleich und taurig schaut, meine Thür, scheint es, weiß er nicht mehr zu finden.“ Und als er ihn nach einiger Zeit das Gasthaus wieder verlassen und rasch auf sein Haus zugehen sah, da ging's wie Sonnenschein über sein Gesicht. „Er kommt!“ und er warf die Feile weg, um seinem Bruder an der Thüre entgegen zu eilen.

„Mein Bruder“, rief herzlich der Schlosser, ihm die Hand reichend, „wie freundlich von Dir, mich zu besuchen; Du hast Dich so gar lange nicht sehen lassen.“ Karl Berthold stund im Wohnzimmer seines Bruders, blaß und tief aufatmend. „Trinkst Du ein Glas Wein mit mir?“ fragte der Schlosser freundlich. „Nein?“ „Ah! Du hast schon getrunken“, setzte er mit einem Blicke liebevollen Vorwurfs hinzu.

„Bruder“, hob Karl mit finstern Gesichte an, „Du hast gestern meinen Freund Pressler vor die Thüre geworfen.“ „Deinen Freund? Bruder, wie kommst Du zu einem solchen Freunde? Siehe“, und der Schlosser ergriff zärtlich seine Hand, „lasse Dir raten, ich meine es herzlich gut mit Dir, meide diese Gesellschaft, sie wird noch Dein Verderben, dein Ruin. Weißt Du, daß ich Beweise in der Hand habe, die diesen Schurken, den Du Freund nennest, ins Zuchthaus bringen können?“ „Bah! Verläumdung“, entgegnete Karl unwirsch, „ich wähle meine Freunde, Du die deinigen. Jeder nach seinem Geschmack. Doch lassen wir das, ich habe Wichtigeres auf dem Herzen.“ „Bruder“, rief er mit bebender Stimme und schlug den finstern Blick zu Boden, „Bruder, ich bin ruinirt.“ Der Schlosser war blaß geworden; „Was? Nicht möglich! Du ein Mann und voll Talent, Du ein Mann, der noch vor wenigen Jahren ein schönes Vermögen, ein blühendes Geschäft hatte, Du ruinirt? Ich sage noch einmal, es ist nicht möglich!“

„Es ist möglich“, seufzte Karl und warf sich, das Gesicht verhüllend, auf einen Stuhl, „wenn ich in



So muß ich Haus u. Hof verkaufen oder mich banquerot erklären.

vierzehn Tagen meinen Verbindlichkeiten nicht nachkommen kann, so muß ich Haus und Hof verkaufen oder mich banquerot erklären.“

„Freilich ich hätte es ahnen können und ich habe es gesüchtet“, erwiderte der Schlosser mit vorwüthvollem Blicke, „es mußte früher oder später so kommen.“

„Es mußte kommen!? Warum mußte es kommen?“ brauste Karl auf.

„Es mußte kommen, und ich will Dir auch erklären, warum“, sagte Wilhelm mit tiefem Ernste und legte die Hand auf seines Bruders Schulter.

„Du hast seit Jahren Dich Deines Handwerkes geschämt, es verachtet, da Du doch in Deinem Handwerke ein Künstler sein könntest. Du hast den Herrn gespielt und Deine Zeit mit Nichtswürdigkeiten vergeudet, während Deine Gesellen sich selbst überlassen blieben. Du hast Dich in Gesellschaften gedrängt, die höher stunden als Du und die Dich verachteten und verlachten. Du könntest der Erste Deines Standes sein in dieser Stadt und hast es vorgezogen, der Letzte zu sein in dieser so genannten guten Gesellschaft, in der Du kaum geduldet bist. Du warst glücklich, wenn Du mit einem heruntergekommenen Baron Deine Zeit mit Jagd-Parteien und Spazier-Ritten verschleudern könntest und hast Dich geehrt gefühlt, wenn er Dir im Piquet oder Billard Dein gutes Geld abgewann. Du liegst in's Theater, und bildetest Dir ein, ein Kunstcritiker zu sein, Du gingst Vormittags in die Eils-Uhr-Messe, die des Teufels Messe heißen sollte, Nachmittags zum Kaffe, Abends zum Bier. Es ist keine Land-Partie, keine Gesellschaft, kein Verein, wo Du nicht Deine Kasse spieltest! Da muß ein Geschäft zu Grunde gehen, und seie es noch so blühend; nicht wegen den Paar hundert Gulden, die Du verschleuderst, nein, weil dem Geschäfte der Meister, das Haupt fehlt, und dadurch Vertrauen und Credit verloren gehen. Ueberhaupt Du überhebest Dich Deines Standes, Du erröthest ein Handwerker zu sein, da Du doch auf Deinen Stand stolz sein solltest. Du trägst goldene Ketten, Ringe, Glacés, Glanzstiefel, psui! Du ein Schreinermeister und ein Stuger! Du zwingst Deine Frau, (es ist nicht ihre Neigung, ich weiß es), die Dame zu spielen, die Alles mit ihrer glänzenden Toilette verdunkeln soll, und machest Dich und sie lächerlich, das arme Weib. Deine Fräulein Tochter, anstatt in der Küche und in der Haushaltung sich zu einer tüchtigen, ehrenhaften Hausfrau auszubilden, liest Romane, toquettirt, und geht an Leib und Seele zu Grunde. Deine Wohnung ist mit Teppichen belegt, Deine Einrichtung ist prachtvoll, Du hast Dein Vorzimmer, Dein Empfangszimmer, Dein Boudoir, elende Nachhäreret eines Standes, dem Du nicht angehören kannst, da Du besten Bildung und Vermögen nicht hast. Das ist der Grund Deines Ruines, und darum mußte es so kommen.“

„Du übertreibst, und mißhandelst mich“, fuhr der Schreinermeister auf, mit geröthetem Gesichte, „ich schäme mich meines Handwerkes nicht, aber ich erhebe mich aus dem Schmutze des Handwerkes. Soll ich mir alle höhern Lebensgenüsse versagen, nur weil ich ein Handwerker bin? Du Wilhelm machest Dich zum Gespötte der Stadt mit Deiner affectirten Eckschheit, man schilt Dich einen Knaufer und geizig, und eben noch im Wiener Hofe bin ich erröthet vor Unwille, da ich hören mußte, wie man über Dich urtheilt.“

„Lasse sie urtheilen, diese Wirthshaus-Kebner“, erwiderte der Schlosser ruhig, „mich kann dieses Urtheil nicht beirren. Aber um auf Deine Angelegenheiten zurückzukommen. Ich werde Dir helfen, Du hast es gewußt, als Du zu mir kamst, und würde mich's mein halbes Vermögen kosten. Aber ich werfe mein Geld nicht weg, ich muß Garantien haben.“

„Nun, und welche?“ fragte der Schreiner erwartungsvoll.

„Keine Garantien, welche Du vielleicht vermuttest, Dein Wort ist mir Sicherheit genug, aber ich will eine Garantie für Dein künftiges Leben. Du gibst mir Dein Mannes-Wort, (und ich weiß, Du wirst es halten, wenn Du es gibst,) daß Du von Stunde an ein neues Leben beginnest!“

„Nun in wie ferne, soll ich mich etwa unter Vormundschaft stellen?“ rief Karl mit zuckendem Munde.

„Ja, unter Vormundschaft“, entgegnete der Schlosser, „aber unter die Vormundschaft Deiner eigenen Ehre. Du gibst Deine jetzigen Bekanntschaften auf, hoch und nieder, und weisest vor Allem diesem nichtswürdigen Brüller die Thüre. Du verkaufst Deine üppige und unpassende Einrichtung, Deine und Deiner Weiber glänzende Garderobe, und richtest Dich einfach und bürgerlich ein, in Wohnung und Kleidung. Du schworest mir, während den Arbeitsstunden kein Wirthshaus zu betreten, sondern Deine Werkstätte selbst zu beaufsichtigen. Mit einem Worte, Du richtest Dein Leben so ein, wie Du siehst, daß ich, den man den Sonderling, den Knaufer nennt, lebe, und ich verspreche Dir, Du wirst glücklich sein, wie ich es bin, und ich sage Dir Karl, ich bin sehr glücklich.“

„Und so soll ich denn ein Leben führen, wie ein Tagelöhner“, rief Karl aufspringend und vor Entrüstung bebend, „und soll mit Frau und Kind das Gespötte der Stadt werden?! Ich soll mich Hofmeistern lassen, wie einen Schulbuben, den man züchtigt, weil er neben die Schule geht?! Nein, eher will ich zu Grunde gehen. Ich verwerfe Deine Hülfe, ich werde mir zu helfen wissen, und müßte ich zum Aeußersten schreiten.“ Und mit wüthender Geberde warf er seinen Stuhl zurück, und eilte durch die Thüre, die er hinter sich zuschmetterte.

„Karl, Bruder Karl! Da rast er hin, der Unglückliche. Das ist eine Heimsuchung. Gott möge ihn behüten und ihn auf den rechten Weg leiten, den er nicht finden kann, verblendet durch falsches Ehrgefühl. Seine Worte klangen wie eine furchtbare, verzweiflungsvolle Drohung! Was will er damit, was hat er vor? Ueberlegen wir, was zu thun.“

Am Abende war Meister Berthold mit seiner Ueberlegung fertig und hatte eine lange Unterredung mit seinem Werkführer Ferdinand.

„Ferdinand hat uns auf einige Tage verlassen“,

sagte er zu Frau und Tochter vor dem Schlafengehen, „er verreist in Geschäften.“

„Was nur der Vater haben mag“, klagte Marie und küßte ihre Mutter zur guten Nacht.

„Er war heute so düster, und mir kömmt das Wasser in die Augen, wenn ich meinen guten Vater traurig sehe.“

„Onkel Karl war da und hat den Vater verstimmt“, entgegnete die Mutter.

„Warum mußte denn Ferdinand so schnell und geheimnißvoll verreisen? er hat uns nicht einmal Lebewohl gesagt“, seufzte das hübsche Kind und warf schmolend die rothen Lippen auf.

„Mische Dich nicht in des Vaters Geheimnisse, warnte die Mutter, Du weißt, er liebt es nicht. Gute Nacht mein Kind.“

Karl Berthold hatte seinen Bruder in einem Zustande fürchterlicher Aufregung verlassen und war nach Hause geeilt. Sein Haus lag eine halbe Viertelstunde außerhalb der Stadt, ein freistehendes, hübsch gelegenes Landhaus, rings umgeben von einem großen und gut unterhaltenen Garten. Das Erdgeschöß des sehr geräumigen Gebäudes enthielt die weitläufigen Werkstätten und Magazine, in dem zweiten Stockwerke war die Wohnung des Meisters.

An der geöffneten Balkonthüre eines sehr elegant eingerichteten Zimmers saßen die Frau Berthold und ihre 18jährige Tochter mit Handarbeit beschäftigt und warfen von Zeit zu Zeit ungeduldige Blicke nach dem Kieswege, der von der Straße



Frau und Tochter des Capicmeis Berthold.

nach der Wohnung führte. Beide waren auf eine Art gekleidet, welche die Mode unserer Zeit äußerst

geschmackvoll nennt, die aber in der That so geschmacklos als möglich war, da Nichts so sehr geeignet ist den weiblichen Körper zu verunstalten, als das Kleidungsstück, das man vor hundert Jahren Reifrock nannte, und heute Crinoline nennt, und das trotz allem Spotte und allem Hohne, womit es schon überschüttet worden, sich nicht nur bis heute zu erhalten, sondern selbst in die Kreise der Bürger und Handwerker einzubringen gewußt hat. „Wo nur Papa bleibt“, sagte die jüngere Dame mit ungeduldiger Geberde, „er läßt heute lange auf sich warten, das Essen wird gewiß ganz verderben, und dann wird Papa verdrießlich.“ Die Mutter seufzte und gab keine Antwort.

„Vielleicht ist er mit dem jungen Baron von Schreckberg auf die Jagd gefahren, wie schon einige Mal. Meinst Du nicht Mama? Du hörst ja gar nicht.“ Die Mutter schreckte aus ihrem tiefen Sinnen auf und antwortete zerstreut: „ich weiß nicht; es ist möglich.“ Nach einer längern Pause athmete die Tochter tief auf: „Ach der Baron, welcher ein charmanter junger Mann, findest Du nicht auch Mama? und wie gütig und herablassend für einen so vornehmen Herrn, uns so oft zu besuchen; denn wir sind doch leider nur bürgerlich“, setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Leider Luise?“ entgegnete die Mutter vorwurfsvoll, „ich wollte der Baron hätte niemals unser Haus betreten, da er Dir, wie ich fürchte, den Kopf verdreht hat. Ach! wir waren glücklicher, da wir nicht mehr scheinen wollten, als Handwerker, die wir sind.“ „Aber Mama, wie Du nur wieder sprichst“, rief das Mädchen und rümpfte das

Näschen, „Handwerker! wenn das der Vater gehört hätte, wir sind Fabrikanten, wie Du wohl weißt. Wie dürfte ein Handwerker sich in so feinen Zirkeln bewegen, wie Papa es thut!“ Die Mutter schwieg mit einem kummervollen Blicke auf die Tochter. „Ich möchte nicht mehr ohne die feine Gesellschaft leben“, fuhr diese in loquetem Tone fort, „man bekömmert ein so nobles Air, wie Herr Preller sagt, und nicht so, wie Bäschen Marie, die so einfach und natürlich ist, daß man sich ordentlich schämen muß.“

„Luise, Luise“, entgegnete die Mutter mit schmerzbewogener Stimme, „ich bin erstaunt, Dich so sprechen zu hören, hast Du jemals ... Doch da ömmt der Vater“, rief sie und ein süchtiges Roth färbte ihre bleichen Wangen; sie sprang auf und eilte ihrem Gemahle entgegen. „Mein lieber guter Karl, Du kömmt so spät.“ Karl Berthold grüßte flüchtig seine Frau, und setzte sich zu Tische. „Karl,

bist Du verstimmt", fragte die Frau besorgt, und legte ihm Suppe vor. „Ich verstimmt? und warum?“ „Du bist so düster und runzelst die Stirne.“

„Pah! Dummheiten“, erwiderte der Meister unfreundlich. „Geschäfts-Sachen. Du verstimmest mich mit dem ewigen Fragen. — Sind keine Briefe da?“ „Doch, hier liegen sie.“ Eilig raffte Karl die Briefe zusammen, erbrach einen um den andern und durchslog sie hastig, ohne daran zu denken, sein Essen nur zu berühren.

Seine Frau hing mit ängstlichen Blicken an seinen Augen, und der Bissen, zu dem sie sich zwang, quoll ihr im Munde. Plötzlich erloschte der Meister und ballte den Brief, den er eben geöffnet, krampfhaft in der Hand.

„Verdammt, ich hab's gefürchtet“, murmelte er und schob den Stuhl zurück. „Was gibt es Karl?“

„Nichts, Nichts, ich mag nicht essen, ich habe zu thun, schicke mir eine Flasche Wein auf mein Zimmer und Niemand soll mich stören.“ „Um Gotteswillen, Karl, sage mir, was hat sich ereignet?“ flehte seine Frau mit angsterfüllten Blicken.

„Nichts, sage ich Dir“, herrschte ihr Gemahl, stampfte mit dem Fuße und wandte sich zur Thüre.

„Nun gut; Nichts!“ seufzte die arme Frau; „Doch bitte noch Eines, sage mir.“ — „Nun?“

„Ich habe auf Deinen ausdrücklichen Wunsch heute diese Kleider wieder angelegt; in denen ich mich so unbehaglich fühle; ist es denn wirklich nothwendig, daß ich in diesem Anzuge alle die Besuche mache, welche Du mir vorgeschrieben hast?“ „Ja es ist absolut nothwendig, jetzt mehr, als je“, rief Herr Berthold mit befehlendem Tone und schlug die Thüre hinter sich zu. Die arme Frau warf sich in das Sopha und barg die weinenden Augen in den Kissen.

Karl ging mit hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab; wieder und wieder las er den verhängnißvollen Brief; endlich warf er ihn auf den Boden und stampfte mit dem Fuße, daß die Fenster klirrten. „Also auch die letzte Hoffnung vernichtet; und ich habe so sehr gebeten. Nur noch drei Monate Frist. Nichts, kein Erbarmen, o der Nichtswürdige! Es bleibt Nichts übrig, ich muß Haus und Hof verkaufen; ich werde nur noch so viel retten können, um da wieder anzufangen, wo ich vor zwanzig Jahren anfang. Ha! wie sie die Nasen rümpfen, wie sie hohnlächeln werden! Es ist um rasend zu werden! Und mein Bruder mit seinem Pfaffengewäsche! Nein, lieber sollen Haus und Hof zum Teufel gehen, ehe ich mich vor diesem Heuchler demüthige!“

„Parbleu! Was hast Du mit dem Teufel zu schaffen, mon cher ami?“ unterbrach Herr Preller dieses unerquickliche Selbstgespräch, u. schlüpfte durch die halbgeöffnete Thüre.

„Was willst Du hier? wer hieß Dich kom-

men?“ fuhr Herr Berthold den unwillkommenen Störer an.

„Heh! mon camarade, immer noch so übeln Humors? ich habe zehnmal angelockt; aber Du machtest ja einen Höllenlärm, und ich hätte die Thüre mit einem Schmiedehammer einschlagen müssen, wenn Du mich hättest hören sollen.“

„Was willst Du, mach's kurz, ich will allein sein.“

„Vor allen Dingen, excuse!“ lachte Herr Preller, und ließ sich, als wäre er zu Hause, nachlässig in einen Stuhl fallen und machte sich über das kalte Huhn und die Flasche Wein her, die Frau Berthold ihrem Manne auf's Zimmer geschickt hatte.

„Du machst Dir's verdammt bequem, finde ich“, sagte dieser mit ärgerlichem Tone.

„Soll ich mich bei meinem besten Freunde geniren?“ entgegnete Herr Preller und füllte sich das zweite Glas. „Deine Gesuadheit mein Vester. Lasse Dich nicht stören in Deinem Monologe; war wirklich recht tragisch; hast famose Anlagen zu einem Schauspieler, findest Du nicht? Ein solches Talent muß man kultiviren, man kann nicht wissen, wie man's brauchen kann.“

„Was willst Du damit sagen, Mensch?“ rief Herr Berthold mit gefurchter Stirne.

„Ha, ha, ha!“ lachte Herr Preller und führte ein Stück Huhn zum Munde, „es müßte sich herrlich ausnehmen auf dem Theaterzettel Karl Moor. . . . Herr Bertholdini, denn Deinen Namen muß Du verkehren, wenn Du Furore machen willst; und Franz Moor. . . . Herr Prellerio, ha, ha! ich hätte Geschmack an dieser Rolle.“

„Lasse das, ich bin nicht in der Stimmung Deine Narrheiten anzuhören.“

„Narrheiten? das sind keine Narrheiten, was willst Du denn anfangen, wenn Du Haus und Hof verkauft hast?“

„Ich glaube Du hast gehorcht, Schuft?“ schrie der Meister und saßte die Stuhl-Lehne.

„Vor allen Dingen bitte ich Dich, sei sparsamer mit Deinen Ehrentiteln, sacre-bleu, Du wirst mich noch beleidigen. Gehorcht? Da war was zu horchen! Du hast ja bei halboffener Thüre gebrüllt, daß man Dich auf der StraÙe hören konnte! Also so weit sind wir gekommen? Haus und Hof verkaufen! Du wirst kein Narr sein!“

„Ich bin nahe daran einer zu werden. Es bleibt mir Nichts Anderes übrig. Alle mein Hülfquellen sind erschöpft, ich muß mein Haus verkaufen, oder der Banquerot bricht aus.“

„Diable! das ging schnell und kommt mir sehr ungelogen.“

Herr Preller hatte inzwischen seine Mahlzeit beendet, sich den Mund gewischt und sich behaglich in seinem Sessel ausgestreckt. „Uebrigens ein

hübsches Haus hast Du", bemerkte er und zündete eine Cigarre an, „und eine prächtvolle Einrichtung, das muß man sagen, nicht so hungrig, wie Dein silbiger Bruder, den Gott verdamme! Ich schätze Dein Haus mit Einrichtung so auf 40000 Gulden. Ein hübsches Geld, wenn man's flüssig hätte! Heh?!“

„Ich hab's für 50000 Gulden in der Feuer-Versicherung“, seufzte der unglückliche Schreiner und warf sich auf das Sopha.

„Ah! wirklich?“ und Herr Preller warf einen verächtlichen Blick auf seinen bejammerwerthen Freund, „für 50000 Gulden? und Du liegst hier und jammertest, wie ein liebeskrankes Mädchen? Mit solchen Hilfsmitteln! ha, ha, ha!“ und schlug ein schallendes Gelächter auf.

Karl erblakte unter dem stechenden, höh'nischen Blicke seines Kameraden; „Nun, was soll's? willst Du mir etwa diese Hilfsmittel bieten?“

„Ja, ich will sie Dir bieten!! Hast Du schon einen Käufer für Dein Haus?“

„Wo soll ich so rasch einen Käufer finden? In 14 Tagen muß ich das Geld haben, oder ich bin verloren; ich muß mein Haus um ten halben Weitz verschleudern.“

„In 14 Tagen wirst Du 50000 Gulden haben“, triumpferte Herr Preller; „o arbeitslanger Witze, der mit solchen Mitteln verzweifeln will!“

Herr Preller ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder und murmelte halb laut vor sich hin, indem er lauerte die Blicke nach seinem Opfer warf. „Die Asseluranzgen zahlen prompt, so ein hübsches, helles Feuerchen in einer schönen Frühlingssnacht und acht Tage nachher 50000 Gulden auf die Hand, ohne was man vorher noch auf die Seite schaffen kann“, und sich vor das Sopha stellend, und seinem Freunde auf die Schulter klopfend, setzte er laut hinzu: „Heh! eine prächtige Anstalt, eine solche Asseluranz, für einen Mann, der in der Klemme ist, wie Du?!“

Karl hatte mit steigendem Schrecken und erschauendem Gesichte den Monolog seines Kameraden verfolgt, nun aber sprang er mit rollenden Augen auf und schrie: „Schmeizel! Hebe Dich von mir, Versucher! Schon einmal hast Du meine Seele zum Verbrechen verlockt, als sie im Wahnsinne des Rausches befangen war, o es ist das Elend meines Lebens geworden! Aber Du hast keinen Theil mehr an mir! fort sage ich!“ und Herr Berthold machte eine drohende Handbewegung, „dort ist die Thüre.“

Doch Herr Preller ließ sich nicht einschüchtern, ruhig war er dem Tobenden gegenüber stehen geblieben und hatte ihn mit einem mitleidigen Nächeln gemessen. „Was soll der Lärm? Mein Herr Berthold, Sie sind Ihr eigener Herr, Sie können Ihre Angelegenheiten nach Ihrem Gut-

tünken ordnen; es scheint Sie haben mich verstanden. Eh bien, zu etwas Anderm. — Ich werde in 14 Tagen nach Amerika auswandern. Die Luft in Europa ist meiner Gesundheit nicht mehr zuträglich“, setzte er mit Hohn hinzu.

„So! glückliche Reise.“

„Ich werde mich in Amerika ankaufen, und den Kaufpreis werden Sie mir bezahlen, mein Herr Berthold?“

„Was? ich? bist Du wahnsinnig? Geh' zum Teufel und lasse mich!“

„Daß ich zum Teufel gehen werde, ist nicht unwahrscheinlich, aber vorher brauche ich mich 4000 Gulden, und diese werden Sie mir innerhalb 14 Tagen bezahlen, oder . . . .“

„Oder? nun oder?“

„Oder Du wanderst in's Zuchthaus, mein Junge!“

„Was? Elender, Schurke! willst Du mich vollends zu Grunde richten? 10000 Gulden hast Du mir schon erpreßt, verdammter Blutsauger! bist Du gar nicht zu sättigen?“

„Sist wahr“, lachte Herr Preller, „Du hast's theuer bezahlt, das biest'n Papier, Armer Junge, es war mir in bestes Geschäft. Vierzehntausend Gulden, sage ich, und ich zerreiße den Wisch, wenn nicht — so laufe ich zum Gerichte!“

„Tod und Teufel! Woher sollst Du noch zur Hölle fahren“, brüllte Herr Berthold mit einem furchtbaren Wuthausbrüche und riß den Hirschfänger von der Wand. Doch Herr Preller hatte bereits die Thür gewonnen, und sich längs der Flur nach der Treppe geflüchtet. Karl war ihm dicht auf der Ferse mit gezuckter Klinge. Die Todesangst verließ Herrn Preller Flügel, denn mit einem Sage war er die zwanzig Stufen der Treppe hinabgeschlagen und hinter ihm verfauste der Hirschfänger durch die Luft, und zischte an dem Ohre des Flüchtlinges vorbei. Dieser war aufgesprungen, wie ein Federball, und eilte, ohne aufzuschauen, auf dem Kieswege durch die Gartenthüre nach der Straße. Dort blieb er stehen, und schaute zurück. „Mort de dieu! das hat gegolten“, und er rieb sich das Ohr, „haarscharf vorbei, es klingt mir noch in den Ohren. Es scheint es ist meine Bestimmung von diesen verdammten Berthold's auf die Straße geworfen zu werden! Jetzt aber zu dem Schlosser. Zur Polizei getraue ich mir nicht zu laufen, aber der Schlosser, der Schlosser muß blechen!“

Zwei Stunden später öffnete sich die Hausthüre des Schlossermeisters Berthold und Herr Preller schlich heraus mit einem ganz verdüsterten Gesichte, und eilte, nach einem scheuen Blicke auf das gegenüber liegende Polizeigebäude, die Straße hinab. „Verdammt“, murmelte er, „wer hätte das ge-

nacht; was für ein Spürhund dieser alte Teufel von einem Schlosser ist, daß er meine Pariser Affairen ausgekundschaftet. Auch dem Papierchen muß er's angerochen haben, daß es unverfänglich ist, denn verdammt silzig hat er bezahlt, aber ich hatte keine Wahl. Doch der Samen ist gesät, und wird seine Früchte tragen; oh! Ihr werdet an den Presser denken, Ihr Berthold's, ha, ha, ha! und in 24 Stunden bin ich über der Grenze!"

Am zweiten Morgen nach obigen Vorfällen saß Schlosser Berthold in seinem Arbeitszimmer im Lehnstuhle und hatte nachdenklich die Stirne in die Hand gestützt; die Morgen-Pfeife wollte ihm nicht schmecken.

„Jetzt ist der Schuft über der Grenze und unschädlich gemacht“, murmelte er; „ein hartgesottener Sünder! Aber ich habe ihn mürbe gemacht. Wie er die Augen aufriß, wie er zitterte, als ich ihn an seiner eigenen Schlechtigkeit packte. Aber eine durchtriebene Canaille! Welche Idee mit dem falschen Wechsel! doch Karl glaubt das Verbrechen wirklich begangen zu haben, und darum ist er auch Verbrecher! O, mein Bruder, so tief bist Du gesunken! Doch noch gebe ich die Hoffnung nicht auf.“

„Ein Brief von der Stadtpost“, rief das rosigge Schlossers Kind, und streckte den Kopf zu der Thüre herein, „guten Morgen, lieber Vater. „Guten Morgen, mein Kind; gib her, geschwinde! — so, da hast Du Deinen Fuß, und jetzt lasse mich allein.“ — „Endlich! — von Ferdinand,“ rief der Schlosser und hastig erbrach er das Schreiben. „Hm, hm! . . . . Ha, der Junge liegt gut auf der Lauer, wackerer Bursche . . . . bravo! er hat ihn auch hinausgeworfen; das ist gut, das hätte ich wissen sollen, du Hallunke! keinen Pfennig hättest du bekommen für deinen Wisch . . . . Doch was ist das? seit zwei Nächten Licht auf seinem Zimmer? Also nicht zu Bette gegangen? Die Frauenzimmer sollen heute noch verreisen? Da steckt Etwas dahinter, da muß ich nur gleich selbst zusehen.“

Und hastig kleidete sich Herr Berthold an, ergriff Hut und Stock und öffnete die Thüre. Da stand auf der Schwelle seine Schwägerin, bleich, mit überströmenden Augen und zitternden Knien und hielt sich an dem Thürpfosten. „Um Gotteswillen, Schwägerin, was ist geschehen!“ rief der Schlosser und führte die erschöpfte Frau, die nach Athem rang, in den Lehnstuhl. „Beruhige Dich, erhole Dich, sage mir, hat sich ein Unglück ereignet?“ „Ach, Schwager Wilhelm, schluchzte das arme Weib, „eine furchtbare Beängstigung jagt mich umher und hat mich zu Dir getrieben, ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen, o ich unglückliche Frau!“



„Nun, nun, erhole Dich, sei vernünftig, sprich!“  
„Mein Karl, mein armer Karl! Seit einigen Tagen kenne ich ihn nicht mehr; er läuft zerföhrt umher, und spricht mit sich selbst, mich würdiget er keines Blickes. Vorgestern hatte er eine schreckliche Scene mit dem Presser. O Gott, o Gott!“ und das arme Weib rang die Hände, „ich ahne es, uns steht etwas Schreckliches bevor! Bruder Wilhelm, helfe, rette!“ und sie sank halb von dem Stuhle, als wollte sie die Kniee des Schlossers umfassen. Berthold war erschüttert und seine Augen wurden feucht. „Liebe Luise, Du bist ja außer Dir, — da — trinke ein Glas Wasser — so — nun ist Dir besser, nicht wahr? so, jetzt erzähle mir.“

„Seit zwei Nächten,“ erzählte die Frau in abgebrochenen Sätzen, „seit zwei Nächten ist mein Karl nicht zu Bette gegangen. Ich lag in dem meinigen in Thränen gebadet. Gestern, ich hielt es nicht mehr länger aus, erhob ich mich um Mitternacht, und schlich an seine Thüre. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab, und murmelte vor sich hin; ich konnte Nichts verstehen. Einmal sagte er laut: die Weiber müssen fort, dann kann's geschehen! Dann wurde es auf einmal stille; ich blickte durch's Schlüßelloch. Mein Karl lag auf das Sopha hingestreckt; die Müdigkeit hatte ihn überwältigt. Ich schaute ihn lange an, so weit ich durch meine strömenden Thränen sehen konnte. Plötzlich schlug er wild mit den Armen um sich und sprang auf. Feuer! Feuer! rief er, und dabei blickte er so wild, daß ich zitterte, dann verbarg er den Kopf in das Sopha und rief meinen Namen mit so jammervollem Tone, daß mir das Herz brechen wollte. Ich floh auf mein Schlafzimmer zurück, warf mich auf die Kniee und betete die ganze Nacht und rang mir die Hände wund!“

Hinf. Voto 1859.

Der Schlosser war in den Stuhl gesunken, und hatte sich das Gesicht mit der Hand bedeckt; „also doch, also doch!“ murmelte er, „oh! meine Ahnung!“ „Heute früh,“ fuhr Frau Berthold fort, „eröffnete mir Karl mit finstern Gesichte — oh! er ist so bleich und finster, Du würdest ihn nicht mehr kennen — ich und Luise müßten heute noch verreisen, zu Better Gebhard, auf's Land; in acht Tagen will uns Karl abholen. Ich hatte nicht den Muth zu fragen, oder etwas zu erwidern, denn Karl war schrecklich. Oh! es muß etwas furchtbares geschehen sein. In zwei Stunden reisen wir; unser Gepäck ist schon auf der Eisenbahn. Nun bin ich hergeeilt zu Dir Bruder Wilhelm! Du bist ein Mann und sein Bruder; Du mußt helfen, retten!“

Meister Berthold hatte sich nach und nach von seiner Ueberraschung erholt und war der Erzählung seiner Schwägerin mit tiefer Aufmerksamkeit gefolgt. Nach längerem Stillschweigen stand er auf, wie ein Mann, der zu einem Entschlusse gekommen ist, küßte seine Schwägerin und sagte: „Es ist gut, Luise, ich danke Dir, es war sehr gut, daß Du mir vertraut; ich werde Euch helfen, ich werde meinen Bruder Karl retten, seinen Leib und seine Seele! Höre mich, und folge unbedingt meiner Weisung. Du reifest mit Deiner Tochter auf der Eisenbahn ab; aber nur bis zur nächsten Station. Heute Nacht mit dem letzten Zuge kehret Ihr zurück, und schleicht Euch unbemerkt in mein Haus; Ihr bleibet vorerst bei mir verborgen. Ich aber werde wachen und handeln. So meine gute Luise, jetzt gehe und beruhige Dich, es wird Alles gut werden!“ Und er führte die Frau, die ihm mit einem schwachen Lächeln zu danken suchte, nach der Thüre. „So jetzt zu Ferdinand,“ sprach der Schlosser und ergriff Hut und Stock, „ich muß ihm Instruktionen geben, es ist die höchste Zeit. Ich muß auch seine Seele retten; ich kann ihm diesen furchtbaren Schlag nicht ersparen. Mein Plan ist fertig.“

Es war Samstag, zwei Tage nach den eben erzählten Ereignissen, eine unfreundliche, stürmische Nacht; der Wind heulte um die Giebel des einsamen Landhauses des Schreinermeisters Berthold; dunkle Wolkenmassen jagten an der hollen Mondscheibe vorbei und gestatteten nur einzelnen flüchtigen Strahlen, die Scene zu beleuchten, die wir beschreiben wollen.

Es war eine Nacht, die das Verbrechen sich auswählt für seine dunkeln Pfade.

Eine verummte Gestalt lehnte an dem eisernen Gitterthore des Berthold'schen Gartens, und schaute unverwandten Blickes nach dem einzigen erleuchteten Fenster empor. Es war Herrn Berthold's

Zimmer. „Prrr!“ schauerte der Vermummte, „eine schlimme Nachtwache! Horch! Eben schlägt's 10 Uhr in der Stadt! Wird er auch heute wieder die Nacht durchwachen?“ Nach einer Viertelstunde verfinsterte sich plötzlich das erleuchtete Fenster, und man hörte eine Thüre zuschlagen.

„Jetzt ist's Zeit,“ murmelte der geheimnißvolle Lauscher, schwang sich auf die Gartenmauer, und ließ sich vorsichtig und geräuschlos auf der andern Seite herunter. Im Garten schlich er von Busch zu Busch, bis er an das Haus kam, und hier lauerte er sich unter einem Fenster der Werkstätte in einen blühenden Fliederbusch. Alles war todesstille, nur die Wetterfahne flog kreisend um die Angel und man hörte durch die geschlossenen Läden das Picken einer Wanduhr.

Der Lauscher preßte die Hand auf's Herz, das zu zerspringen drohte. Da ward wieder eine Thüre zugeschlagen und die Oberlichter der Hausthüre erhellten sich; ein langsamer, schwerer, ägernder Schritt kam die Treppe herab, ein Schlüssel drehte sich in der Thüre zum Magazine und durch die Ritzen der Läden dreier Fenster im Erdgeschoße schimmerte Licht. Die geheimnißvolle Gestalt erhob sich vorsichtig, erstieg lautlos zwei Sprossen der Spaliere, die sich längs dem Hause binzogen und legte das Auge an eine Spalte des Ladens. Man hörte im Magazine eine Männerstimme mit sich selber sprechen; dann ein Klopfen und Hämmern, als ob Nägel in die Wand getrieben würden. Nun ward es wieder stille, nur das Picken der Wanduhr belebte die unheimliche Stille. Plötzlich hörte auch dieses auf. Nach einiger Zeit hörte man ein Geräusch, wie das Aufziehen von schweren Uhrgewichten, und die Uhr fing an zu schlagen, rasch hinter einander, 1 Uhr — 2 Uhr — 3 Uhr; offenbar hob eine Hand die Schlaafeder und ließ die Uhr alle Stunden durchschlagen. Bei dem letzten Schlage 10 Uhr konnte man einen Ton vernehmen, wie wenn der Hahn eines Gewehres vorschlägt, und ein Zündhütchen verknallte; ein unheimliches, größliches Gelächter folgte diesem Tone, daß dem Lauscher vor dem Fenster die Haare zu Berge stunden. Dieser bebte vor Aufregung, und hatte, um besser sehen zu können, den Laden gefaßt; da brach plötzlich die Sprosse des Spaliers, der Laden fuhr mit Geräusch auf und der Vermummte stürzte in die Fliederbede. Im Innern erscholl ein Schrei und das Fenster ward aufgerissen. Unter dem geöffneten Fenster erschien die Gestalt des Schreiermeisters Berthold, ein Licht in der Hand, geisterbleich, mit wirrem Haar und stierte in die Nacht hinaus. „Wer da!“ Der bleiche Mann beugte den Kopf vor und hielt das Licht hoch. „Wer da!“ Todesstille. „Es muß der Wind gewesen sein; eine furchtbare Nacht,“ murmelte er; und das Fenster schloß sich wieder. Nach einer Viertelstunde war das Licht

verloschen und das Haus lag wieder in dichter Finsterniß. Die Gestalt erhob sich, huschte wieder von Busch zu Busch, schwang sich über die Mauer und eilte der Stadt zu.

Werkführer Ferdinand war von seiner angenehmen Geschäftsreise an dem gleichen Abende 11 Uhr in des Schlossers Haus zurückgekehrt. Das Ergebniß seiner Reise mußte von der größten Wichtigkeit sein, denn Meister Berthold schloß sich mit ihm auf seinem Zimmer ein und hatte eine lange Unterredung. Diese Besprechung war eine sehr unangenehme und aufregende gewesen, denn der Schlosser war sehr bewegt und ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und nieder. „Also mit einem Selbstschusse, sagst Du,“ rief er, und ließ sich das schon dreimal Gehörte zum viertenmale wiederholen. „Ja mit einem Selbstschusse,“ entgegnete Ferdinand, „die Pistole ist auf eine höchst sinnreiche Weise so angebracht, daß das Schlaggewicht der Uhr mit dem letzten Schlage 10 Uhr, den Stecher der Pistole löset. Ich habe ja die Probe mit diesen meinen eigenen Augen gesehen; das Zündhütchen verknallte mit dem letzten Schlage 10 Uhr.“ — „Aber, wie soll denn die Pistole zünden?“ fragte der Meister. „Das ist ganz einfach, der Schuß geht unmittelbar in ein Häufchen Schießpulver, das mit Hobelspähnen dicht zugebedekt ist. Es muß unfehlbar zünden, und da das ganze Magazin mit Holz und Spähnen angefüllt ist, so muß das Haus in einer Viertelstunde in vollen Flammen stehen.“

„Stinreich, sinnreich, aber wahrhaft teuflisch!“ murmelte der Meister, „und Morgen Nacht 10 Uhr, sagst Du? hast Du Dich nicht geirrt? denn ein Irrthum wäre hier schrecklich.“

„Ich habe mich nicht geirrt,“ entgegnete Ferdinand, „Morgen Nacht 10 Uhr; er hat laut genug mit sich selber gesprochen, und seinen ganzen Plan verrathen. Heute Nacht geschieht Nichts, denn er hat die Uhr in Ruhe gestellt und sich zu Bette gelegt. Er wird Morgen Nachmittags auf's Land gehen, und dann, während seiner Abwesenheit, Morgen Nacht 10 Uhr wird es geschehen!“

„Ist das mein Bruder Karl? teuflisch, wahrhaft teuflisch! Nun gut mein Junge; wenn Du Dich mit Speise und Trank gestärkt, wieder auf Deinen Posten! Du hast mir einen großen Dienst geleistet, doch ich werde dankbar sein, Du weißt es. Du kennst für Morgen Deine Stelle, sei vorsichtig und klug. Wenn Du bis Morgen früh 8 Uhr keinen Gegenbefehl erhältst, so bleibt es bei der Verabredung. Gute Nacht, mein Junge, gute Nacht.“

„Herr, mein Gott!“ rief der Schlosser, als er allein war, und faltete die Hände, „du kennst

die Lauterkeit meiner Absicht, erleuchte mich Herr, wenn ich irren sollte! Aber es muß sein, ich kann es ihm nicht ersparen, wenn ich seine Seele retten will.“

Und mit sorgenschwerem Herzen legte Meister Berthold sein Haupt auf das Kissen.

Schreinermeister Berthold war Sonntag Nachmittags auf einem Miethsperde ausgeritten; in einer Entfernung von 10 Minuten war ihm eine Droschke gefolgt.

Es ist Nachts halb neun Uhr. Karl sitzt allein an einem Seitentische im Hirsch in Blauenheim, einem kleinen, zwei Stunden von der Stadt entfernten Dorfe, einem von den Bewohnern der Residenz gerne gesuchten Ziele für ihre Sonntagsausflüge. Er brütet finster über seinem Glase Wein, unbekümmert um den Lärm der Wirthsstube, die noch mit Gästen angefüllt ist, Städtern und Bauern, denn der herrliche Frühlingssonntag hatte Alles dem Vergnügen geneigt gemacht.

Berthold hatte das vor ihm stehende Essen nicht berührt, aber in Fieberhaft leerte er ein Glas Wein um das andere und sein Gesicht glühte. Eine krankhafte Aufregung quälte ihn, er rückte unruhig auf seinem Stuhle; jetzt sprang er auf und starrte durch die Fensterscheiben in die Nacht hinaus. Die Schwarzwälder Uhr im Zimmer warnte auf neun Uhr. Beim Anblicke der Uhr schauderte er. „Neun Uhr, noch eine Stunde! Gott sei mir gnädig!“ Da plötzlich schlug eine bekannte Stimme an sein Ohr. „Meines Bruders Werkführer? Was will denn der hier?“ und er schritt an das andere Ende des Zimmers, wo Ferdinand mit mehreren Bekannten sich eben an einen Tisch niederließ. „Guten Abend, Herr Berthold,“ sagte dieser, sich erhebend; „ich wollte Sie nicht stören, denn ich sah, Sie wünschten allein zu sein.“ „Allein? warum allein?“ stotterte der Schreiner, „ich will nicht allein sein, ich werde mich zu Euch setzen, wenn Ihr noch Platz für mich habt.“ „Mit Vergnügen, Herr Berthold,“ sagten die jungen Leute höflich und rückten zusammen. „Sind Sie schon lange hier?“ fragte der Meister und führte sein Glas mit unsicherer Hand zum Munde. „Seit einer Viertelstunde; wir haben unsern Sonntag Nachmittag profittirt und wollen hier mit einem kleinen Nachtessen schlafen.“

„Aber Sie Meister,“ fuhr Ferdinand fort, „ich wundere mich, Sie noch so spät hier zu sehen; oder wissen Sie etwa Nichts?“

„Was?“ fragte Berthold erblickend.

„Daß heute Ihre Frau und Tochter zurückgekehrt sind?“

„Wer sagst Du?“ rief Berthold auffspringend und ein Fieberfrost schüttelte seinen Körper.

„Ihre Frau und Ihre Tochter!“

„Gerechter Gott, wann?“

„Um zwei Uhr, kurz ehe ich wegfuhr, haben sie bei meinem Meister im Vorbeigehen angelopft. Ihre Frau fühlte sich etwas unwohl und fuhr nach Hause, um sich zu Bette zu legen.“

„Unglücklicher, Du lägst!“

„Ich lüge niemals, Herr; es ist so wie ich sage.“

„Gerechter Himmel, mein Weib, mein Kind!“ schrie Herr Berthold mit herzerreißender Stimme und stürzte durch die Thüre dem Stalle zu.

„Mein Pferd, mein Pferd! Mein Weib, mein Kind, mein einziges Kind! Mein Pferd, mein Pferd!“ den verblüfften Hausknecht, der unter der Stallthüre gähnte, auf die Seite schleudern, stürzte er an die Gripe, riß das Pferd aus dem Stalle, — („zum Teufel Herr,“ rief der Hausknecht, „das Pferd ist ja nicht gesattelt!“) — sprang auf seinen Rücken und jagte durch das Thor, an den erstaunten Gästen vorbei, die sich erschrocken und neugierig unter der Thüre versammelten. „Ist Meister Berthold verrückt geworden, oder ist er betrunken, daß er auf einem ungesattelten Gaul fortjagt?“ rief einer der Gäste. „So Etwas jedenfalls,“ murmelte der dicke Wirth und schloß die Thüre, „denn der Herr hat ganz vergessen seine Beche zu bezahlen.“

Karl jagte inzwischen, die Sporn in den Weichen des Pferdes, mit rasender Eile auf der Straße nach der Residenz hin; ohne Hut, mit flatterndem Haare, todtbleich, mit stierem Auge raste er dahin, ein unheimlicher Reiter. „Mein Weib, mein Kind,“ murmelte er; „Gott sei barmherzig und gnädig, sie schlafen gerade über der Hölle und es ist gleich 10 Uhr.“ Und fort ging's in wahnwitzigem Jagen, vorüber an Bäumen und Hecken und scheu auf die Seite springenden Spaziergängern. „Mein Weib, mein Kind, mein einziges Kind!“ schrie der Reiter mit gräßlichem Angstschrei, und suchte den allmählig ermattenden Gaul durch Sporn und Peitsche zu immer größerer Eile anzutreiben. Die Thürme der Residenz glänzten im Mondlichte, man hörte eine Glocke schlagen. „Ein Viertel auf 11 Uhr,“ jammerte der Unglückliche, „zu spät! zu spät!“

Die Kraft des Pferdes war erschöpft und es fiel, trotz der unbarmherzigen Peitsche, die seine



Er riß ein kurzes Dolchmesser heraus und stieß es dem armen Pferde bis an das Hest in die Schulter.

Hüften bearbeitete, in einen kurzen, schwankenden Tritt zurück.

„Zu spät, zu spät! O ich Elender!“ und Herr Berthold, halb wahnwitzig vor Wuth und Verzweiflung riß ein kurzes Dolchmesser heraus und stieß es dem armen Pferde bis an das Hest in die Schulter. Dieses machte mit letzter Kraftanstrengung einen furchtbaren Satz, schleuderte den hügellosen Reiter über den Hals auf die Straße, und brach verendend zusammen. In zwei Sekunden war Berthold wieder auf den Füßen, sprang zu seinem Pferde, und suchte es an dem Bügel in die Höhe zu reißen. Doch es hob nur noch matt den Kopf, und schlug im Todesklampfe krampfhaft mit den Beinen. „Es ist hin! und ich bin verdammt!“ jammerte der Bedauernswürdige und raufte sich das Haar.

Jetzt wischte er Schweiß und Blut aus dem Gesichte und spähte aufmerksam in die Nacht hinaus. „Man fleht noch nichts, Alles stille!“ Ein Funke von Hoffnung belebte ihn mit neuer Kraft, und fort stürzte er seiner Wohnung zu, die kaum mehr eine Viertelstunde entfernt war. Endlich hatte er, leuchtend, athemlos, das letzte Hinderniß zurückgelegt, das ihm den Anblick seines Hauses verbarg; — und da lag es vor ihm, schimmernd im Mondschneie, friedlich und unversehrt; die Fenster im zweiten Stockwerke waren hell erleuchtet.

„Gott! mein Gott! ich danke Dir!“ und nieder stürzte er auf die Knie mit erhobenen Händen. „Mein Weib, mein Kind! O Gott, Du Allbarmherziger!“ Mühsam und wankenden Schrittes, — die Kraft hatte ihn verlassen —, schleppete



Als er die Augen wieder aufschlug, lag er in den Armen s. Weibes. er sich nach seinem Hause; es flirrte und schwin- delte ihm vor den Augen, mechanisch griff er nach dem Schellenzuge, und stürzte ohnmächtig zusammen.

Als er die Augen wieder aufschlug, lag er auf dem Sopha in seinem hellerleuchteten Wohnzimmer, in den Armen seines Weibes und seines Bruders, die sich mit liebevoller Sorge um ihn beschäftigten. „Wein Karl, o mein armer Karl! sage mir um Gotteswillen, was ist Dir begegnet?“ „O! mein Weib,“ schluchzte Karl und warf sich weinend in ihre Arme, „o ich war auf schlimmen Wegen, aber Gott hat mich und Euch gnädig behütet.“ „Stille, mein Bruder,“ flüsterte der Schlosser und wischte sich die Augen, „sie weiß Nichts, ängstige sie nicht.“ „Und Du, mein theurer Bruder?“ rief Karl mit dankbarem Blicke und drückte seinem Bruder die Hand. „Ich,“ entgegnete dieser, „ich weiß Alles!“ „Alles?“ „Alles! ich werde Dir später erklären.“ „Doch Preller? o ich bin dennoch verloren!“ „Auch das weiß ich, der Schurke ist unschädlich gemacht!“

„Nun so sei Gott Lob und Preis!“ rief Meister Karl, und warf sich an seines Bruders Brust, „Du bist ein edler Mensch, ich aber war ein Nichtswürdiger; da hast Du mich Bruder mit Leib und Seele!“ „Und Leib und Seele sind gerettet!“ jubelte der Schlosser und preßte seinen Bruder zärtlich an's Herz! „Ich habe Dir's nicht ersparen können, mein armer Karl, aber Gott hat uns alle in seinen Schutz genommen!“

Die Schrecken dieser gräßlichen Nacht warfen Karl auf ein mehrwöchentliches Kranken-Bager; aber er erhob sich von diesem als ein anderer und gebesserter Mann. Seine Seele war zum Bewußtsein ihrer Verirrungen gekommen, sein besseres Selbst war gerettet worden durch die furchtbare Probe, die sein Bruder ihm auferlegte.

Er verehrte diesen, den er für sein ganzes künftiges Leben zum Vorbilde nahm, wie einen Vater, und es wurde der Zweck seines Dasein's, sich der Gnade würdig zu machen, die ihm, dem Verbrecher, so unverdient zu Theil geworden.

Wie der Werkführer Ferdinand belohnt wurde, hat der freundliche Leser bereits errathen. Er heirathete des Schlossers holdes Töchterlein, und trat in das Geschäft seines Schwieger-Vaters.

Herr Preller wurde genau ein Jahr, nachdem er aus Gesundheitsrücksichten Europa verlassen hatte, in Californien gelandet, das heißt durch das Volk ohne Prozeß und Urtheil aufgehängt. „Par Dieu“, seufzte sein Verehrer, der Corsettenfabrikant, als die Geschichte in der Eiß-Uhr-Messe im Wiener Hofe verhandelt wurde, „par Dieu! armer Bursche, war ein flotter Junge, und so nobel! Gott sei Dank, wir leben in einem civilisirten Lande,“ setzte er hinzu und griff an die Halsbinde.

### Verdruß eines Zerstreuten.

(Ein altes Sprüchwort erläuternd.)



„Wenn ich nur meine Brille hätt,  
Und wüßte, wo mein Esel wär?  
Schon such' ich sie den ganzen Tag  
Das ärgert mich doch gar zu sehr!“

„Ach, wenn ich meine Brille hätt,  
So säh' ich, wo mein Esel wär —  
Und wenn ich meinen Esel säh,  
Fänd' ich die Brille hinterher.“

So — renn' ich über Stock und Stein  
Und suche rings und quer! —  
Wenn ich nur meine Brille hätt,  
Und wüßte, wo mein Esel wär!“

Die Franzosen in der Pfalz und dem Badiſchen im Jahr 1689.

Wenn ich dich, lieber Leſer und Landemann, in jene traurigen Tage zurückführe, von denen der gegenwärtige Auffaß handeln ſoll, ſo geſchieht es wahrlich nicht, weil wir Urſache hätten, mit besonderem Wohlgefallen und vaterländiſchem Stolze auf jene Zeiten zurückzuſchauen. Erinnerst und doch das blutige Gemälde jener hoffentlich vergangenen Tage an die jämmerlichſte Zeit unſeres deutſchen Vaterlandes, an eine Zeit, in welcher die drückenden, ſchmachvollen Folgen jenes dreißigjährigen Bruderkrieges recht ſchwer und bleiern auf den Schultern des armen deutſchen Volkes laſteten, in welcher Deutschlands Boden und geſegnete Fluren zu nichts Anderem gut ſchienen, als zum Kampf- und Tummelplatz jeglichen Zwistes und Haders, das die Potentaten unſeres Welttheiles einzweien machte, zu nichts Anderm, als den vergrößern luſtigen Nachbarn ringsumher zur leichten, willkommenen Beute zu werden.

Im Norden ſtand des Schweden Macht auf der deutſchen Erde ſtill und bedächtig, aber beſto ſicherer rückte der Ruſſe vorwärts, und bald ſollten weite Strecken deutſchen Landes und Volkes ſeinem weiten Reiche zuſallen. Von Oſten her ertönte das wilde Kriegesgeſchrei der Türken, und zum zweiten Mal ſchon hatte die deutſche Kaiſerſtadt Wien vor den wilden Schaaren der Schüler Mahommet's, vor den Roſſſchweifern der Sultane und den Fahnen des Halbmondes gezittert, und am Rheine, der einſt rechts und links von Baſel bis zur holländiſchen Grenze deutſches Land durchſtrömte, am Rheine ſtanden des Welschen, des drängenden Franken kriegs- und beuteluſterne Heerſchaaren, und Straßburgs heiliger Dom, ein Werk deutſcher Kunſt und Frömmigkeit, hörte zu ſeinen Füßen die leichtbeweglichen Töne fremder unverſtandener Zunge, ja ſelbſt dieſe ſeits des deutſchen Stromes, in den Fluren des geſegneten Breisgaaues, von den Zinnen der alten Jähringerſtadt an der Dreisam wehten gebietend die Fahnen des Königs von Frankreich. Ein Edelſtein nach dem andern war aus der einſt weithin ſtrahlenden Krone des deutſchen Reiches gefallen, ein ſchönes Stück nach dem andern ward aus dem wallenden Kaiſermantel geſchnitten, daß er immer kleiner wurde an Leib und Ärmeln, bald faß zu klein, ſeines Trägers Blößen zu decken.

Im Jahre 1684 hatte Frankreich mit ſeinen Feinden, mit dem deutſchen Reich und den mit demſelben verbündeten Mächten, namentlich mit Holland und Spanien einen Waffenſtillſtand auf 20 Jahre geſchloſſen, als aber der Sünſtling Ludwigs XIV. von Frankreich, der Graf von Fürſtenberg, nicht auf den erledigten erzbischoflichen Stuhl von Eöln erhoben worden, als im Jahr 1688 Ludwigs uner-

müßlicher Gegner Wilhelms von Oranien, biſher Statthalter der Niederlande, von dem engliſchen Volk auf den Thron Britanniens berufen wurde, als die Macht Deſtreichs unter Karl von Lothringen, Maximilian Emanuel von Baiern, Prinz Eugen und Ludwig von Baden einen glänzenden Sieg nach dem andern über die Türken, Frankreichs geheime Verbündete wider Deſtreich, erſochten, ſo daß am 6. Septemder 1688 Ludwig von Baden die ſiegreiche Fahne Deſtreichs auf den erſtürmten Mauern von Belgrad aufpflanzte, da glaubte Ludwig nicht länger ruhig zuſehen zu dürfen, wie die Macht ſeiner Gegner erſtarke.

Ein beſonderer Umſtand aber bot ihm eine, wenn auch ungerechte, doch willkommene Veranlaſſung zum Angriff.

Im Jahre 1671 hatte ſich Eliſabeth Charlotte, die Tochter Karl Ludwigs, Churfürſten von der Pfalz, mit dem Bruder Ludwigs XIV., mit dem Herzog Philipp von Orleans vermählt. Stolze, hochgehende Hoffnung mochte damals das pfälziſche Kurhaus an dieſe hohe Verbindung knüpfen, aus der hoffnungsvollen Saat reife aber eine blutige, unglückſchwere Erndte. Karl Ludwig war im Jahre 1680 geſtorben, ſein Sohn Karl, unverdientermaßen der Fromme genannt, ein ſchwächlicher Mann, folgte ſchon am 16 Mai 1685 ſeinem Vater in die Gruft, und mit ihm erloſch die pfalzgräſlich ſimmernſche Linie. Nach den Verträgen des Hauſes war die Neuburger Linie zur Nachfolge beſtanden. Ludwig XIV. hatte es anders beſchloſſen. Denn einerſeits ſtellte er ſich, als fordere er das Recht der Nachfolge in der Pfalz für eine dritte Linie des Pfälzerhauſes, für die Grafen von Baldenz, anderſeits aber verlangte er aus der kurpfälziſchen Erbschaft für ſeine Schwägerin, die Herzogin von Orleans, die Herausgabe aller derjenigen Güter, welche pfälziſches Allodial-, d. h. Familienſtammgut, nicht Reichslehen waren. Zwar hatte die Herzogin bei ihrer Vermählung ausdrücklich auf alle Erbansprüche an die Pfalz Verzicht geleiſtet, aber was kümmerten Verträge, was ein auf zwanzig Jahre abgeſchloſſener Waffenſtillſtand den Mann, der kein Geſetz kannte, als ſeinen eigenen, doch ſo oft fremdem, unlaunterem Einflusse dienſtbaren Willen? Da man auf ſeine Forderung von Seite des deutſchen Reiches nicht eingehen konnte, und ein dreijähriger Föderkrieg von 1685—88 die Sache um kein Haar breit der Entſcheidung näher brachte, ſo ſchritt der franzöſiſche König zu Mitteln der Gewalt. Einen ſehr ſchlimmen Rathgeber, ſo wohl den hauptſächlichſten Urheber der nun folgenden Gräuſel fand er an ſeinem Miniſter Louvois, nur allzuwillige Werkzeuge an ſeinen Generalen, namentlich an dem General Melac, ſchmachvollen Angeſehen's.

Während die Länder am Rhein im Vertrauen auf den Waffenstillstand keines Angriffes gewärtig waren, und die Heere Kaiser Leopolds in Ungarn den Türken gegenüberstanden, erfolgte plötzlich am 24. September 1688 die französische Kriegserklärung, nachdem schon am 14. September die feindlichen Heere in die Pfalz eingebrochen waren. Das, wie immer, ungerüstet übertrahete deutsche Reich hatte keine Zeit, seine bedrohte Grenze zu schützen.

Kaiserslautern fiel nach muthiger Gegenwehr in Landeseynd, Mainz, Trier, Bonn, dessen Fürst insgeheim dem Reichsfeinde sich zuneigte, öffneten ihre Thore; Pflippsburg, diesseits des Rheines, theilte das gleiche Schicksal. Mit dem Ende October wurde unter scheinbar erträglichen Bedingungen Heidelberg, Anfang Novembers Mannheim genommen, und in Streif- und Plünderungszügen verbreitete sich der Feind weithin durch Franken und Schwaben. Aber wo der König selbst und seine Minister das Beispiel des schändlichsten Friedensbruches gegeben hatten, wie konnten dann die feierlichen Zusagen und Uebergabebedingungen der untergeordneten Werkzeuge irgend eine Sicherheit bieten? Bald sollten die Bewohner von Heidelberg und Mannheim es erfahren, denn sogleich nach der Uebergabe begann der Feind mit Willkür und roher Gewalt zu verfahren. Nach wenigen Tagen sollte die Stadt Heidelberg 50,000 fl. Kriegsgelder bezahlen, und als die Summe nicht sogleich aufgebracht werden konnte, legte man den vornehmsten Bürgern Straßmannschaft in die Häuser, drohte den Säumigen mit äußerster Gewalt, tödtete muthwillig das Geflügel und andere Hausvögel, zerstörte die Weinsässer, die man nicht zu leeren im Stande war, verbot alles Tragen von Waffen, außer bei gebornen Edelteuten.

Bald schritt man auch weiter an dem Werke der Verpeering. Der Karlssturm, die Stadtmauern wurden untergraben und in die Luft gesprengt, die Gärten, die Felder ringsum verwüdet, die Obst- und Nebenpflanzungen überall zerstört, ausgerottet. Belgrad war am 6. September gefallen; das kaiserliche Heer bekam dadurch theilweise freie Hand, gegen den Feind am Rhein zu rücken. Der Kaiser erklärte endlich an Frankreich den Reichkrieg, England und Holland traten unter die Waffen. Am 3. April erfolgte auch die Kriegserklärung des deutschen Reiches. Aber der allerchristlichste König, wie sich die Könige von Frankreich nennen, und der schreckliche Louvois hatten beschlossen, eine Wüste zwischen sich und den Feind zu legen. Melac, der sich mit besonderem Wohlgefallen des Teufels Bruder nannte, war der Mann dazu, und wenn auch einzelne Unterbefehlshaber menschlicher

dachten und handelten, als ihnen befohlen war, so waren doch im Ganzen die allerhöchsten Befehle so streng und gemessen und der willkürlichen Werkzeuge so viele, daß das traurige Verhängniß nur selten gemildert werden konnte. Am die Mittagsstunde des 28. Januars rückte durch das Speierer Thor in Heidelberg die französische Reiterei hinaus nach den umliegenden Landgemeinden, und die sinkende Abendsonne beleuchtete schon ringsumher die auflodernden Flammen der brennenden Dörfschaften. Rohrbach, Keimen, Rusloch, Wiesloch, Kirchheim, Ebingen, Bruchhausen, Biblingen, Oppenheim, Neckarhausen waren ehe die Sonne des 29. aufging großentheils rauchende Trümmer, und was am 28. nicht genügend geihan schien, das ward am 29. vollendet. Hinausgetrieben aus ihren väterlichen Wohnstätten, ohne Kleidung und Obdach, eine wehrlose Beute roher, erbarmungsloser Gewalt und sinnlicher Lust irren die unglücklichen Einwohner von Schlupfwinkel zu Schlupfwinkel, Greise, Männer, Weiber, Kinder, glücklich, wenn es ihnen gelingt, das nackte Leben unversehrt aus der Hand der unmenschlichen Verfolger zu retten. Nicht die Ehre der Jungfrau, nicht das arme Würmlein im Mutterleib findet Schonung und Erbarmen.

Und wie hier durch seine Venkersnechte, so vollzieht nördlich von Heidelberg Melac in eigener Person das schmachvolle Werk. Unter seiner Leitung wird Handschuhshausen bis auf die Kirche und das Waisenhaus niedergebrannt, wird Vadenburg ausgeraubt und verwüstet. Wer es versucht, die Hand zum Löschen zu erheben, wer es wagt, mehr als das arme Leben retten zu wollen, wer dem Wütherich jammernd, süßfällig entgegenkommt, findet, statt Erhörnung und Gnade, den Tod unter den Streichen seiner gefühllosen Hefser. 150 auf diese Weise Gemordete und in obdachloser Winterkälte Erfrorene wurden nachher begraben.

Als am 1. Februar die Nordbrenner von den nach Weinheim vorgerückten Sachsen zurückgeschlagen worden waren, wurde dafür durch die Verwüstung von Schriesheim, Dossenheim, Neuenheim Rache genommen. Nun zog sich Melac nach Heidelberg zurück, wo unterdessen seine Schwären von Tag zu Tag schrecklicher gehaust hatten. Das Maß der Leiden dieser unglücklichen Stadt war noch nicht gefüllt.

Am Morgen des 16. Februars wurde das herrliche Schloß der pfälzischen Kurfürsten, eines der denkwürdigsten Bauwerke unseres deutschen Vaterlandes bis auf wenige Räume in die Luft gesprengt und in wenigen Stunden war die Arbeit langer Menschenalter ein verschütteter Trümmerhaufen, dessen übereinander gestürzte Mauern und Thürme heute noch den dorthin wandern-

den Beschauer daran gemahnen sollten, was von Westen je und je dem deutschen Volke Gutes gekommen, aber auch was von feher bis zur Stunde dem Vaterlande vor Allem Noth thut.

Die vielleicht noch auf römischen Grundmauern erbaute Neckarbrücke mit ihren beiden Thürmen, die öffentlichen Gebäude und Kanzleien, der Marktplatz, das Rathhaus und viele andere Gebäude erwartete ein gleiches Loos. Vergebens war Bitten und Flehen der Einwohner, der Obrigkeit, Melac hatte dafür verschlossene Ohren; er stand lächelnd auf dem Marktplatz und betrachtete mit Wohlgefallen das Werk der Zerstörung, und wenn nicht einzelne menschlicher gesinnte Offiziere, wie namentlich der General de Tesse, den Bürgern den Rath ertheilt hätten, ihre Gemächer mit nassem Stroh zu füllen und so dem Brande etwas Einhalt zu thun, die ganze Stadt wäre nach Melacs Willen zu einem großen Aschen- und Trümmerhaufen geworden.

Am 5. März sollte auch Mannheim das Schicksal ereilen. Die Bürger selbst mußten Hand anlegen an das Werk der Zerstörung, mußten selbst ihre Häuser einreißen, selbst die verheerende Brandfackel in die heimathlichen Räume ihrer Wohnungen schleudern. Stadt und Festung wurden so vollständig zerstört und ausgeraubt, daß der entflohene Bewohner bei seiner Heimkehr kaum mehr die Stätte fand, wo er einst die ersten Schritte seiner Kindheit gewandelt. Zwar rückten im Frühjahr allmählig auch die Kaiserlichen heran und verbanden sich mit den zum Angriff zu schwachen Reichsvölkern. Das rechte Rheinufer wurde von dem barbarischen Feinde verlassen, aber jenseits des Rheines begann sein Werk auf's neue. Frankenthal, Oppenheim, Kreuznach, Alzei, Ingelheim, Bacharach, Wachenheim, Neustadt fielen als Opfer. Schon im April war Speier geplündert worden. Am 23. Mai ging auch es in Flammen auf, und die Bürger, denen man anfangs gehattet hatte, ihre in den Dom geflüchtete Habe auf 400 Wagen fortzuschaffen, mußten, nachdem auch diese ausgeplündert worden, froh sein, das Leben davon zu bringen. Nichts wurde auch hier von der raubenden und verwüstenden Hand verschont, nicht das stille Krankengemach des Privathauses, nicht die geweihte Stätte der frommen Anbetung, nicht die heilige Stille längst entschlafener Todten. (Siehe die Abbildung.) Aus den Gräbern zu Speier wurden die modernsten Gebeine der deutschen Kaiser gerissen, unter den Hüfen der Kasse rollten die Schädel, die einst Deutschlands weltgebietende Krone getragen, und in zerbrockelnden, zerschlagenen, zerrissenen Trümmern und Fetzen lagen die ausgeraubten Särge, die vergilbten Kaisermäntel, die verrosteten Kaiserkrone umher.

Vom 30. Mai bis 2. Juni stand das nachbarliche Worms in Flammen, Kirchen, Dom, Privatgebäude verzehrte das losgelassene Element, und selbst die Kapitalien, welche die Wormser auswärtig stehen hatten, mußten dem gierigen Feinde überlassen werden, und wurden von demselben eingezogen. Nun aber das Werk am Nieder- und Mittelrhein vollendet war, sollte auch der Oberrhein den Zorn des stromgläubigen Königes von Frankreich empfinden.

Nachdem noch Bruchsal, Bretten, Sinsheim heimgesucht worden, rückten im Sommer 1689 die Nordbrenner auch in unsere badische Markgrafschaft. Der Margraf Friedrich Magnus, welcher sich nach Basel geflüchtet hatte, mußte von dort aus unthätig der Verwüstung seines Landes zusehen, und wandte sich vergebens mit Bitten und Klagen an den Kaiser.

Am 24. Juli rückten die Franzosen über Philippsburg nach Bruchsal und Bretten, und von da gegen die damalige Residenz der untern Markgrafschaft, gegen Durlach. Ein Professor des berühmten Durlacher Gymnasiums Namens Boch, ein Augen- und Ohrenzeuge, beschreibt den Verlauf der Zerstörung ausführlich. Ich will dir, lieber Leser, denselben nur in der Kürze mittheilen.

In Durlach stand der Oberstwachmeister von Schilling mit 250 Mann Besatzung, als die Franzosen am 31. August Morgens von Bretten her vor der Stadt erschienen und dieselbe von allen Seiten umringten. Der Befehlshaber ließ sogleich die nordöstlich gelegene Blumenthorstadt abbrennen, damit sich der Feind darin nicht festsetzen könnte. Den ganzen Tag bis Abends 7 Uhr wurde ohne besondern Erfolg hin und her gefeuert, und Nachts um 12 Uhr vom 3. auf den 4. August ward der Vertrag der Uebergabe geschlossen und das Blumenthor sogleich in die Hände der Feinde gegeben. Die Bedingungen waren für Durlach eine unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, denn der Markgraf hatte selbst erklärt, daß auf einen Entsatz nicht zu hoffen sei.

Um 5 Uhr früh des 4. Augustes erschienen die ersten französischen Offiziere in der Stadt. Die kriegsgefangene Besatzung wurde in die Hauptkirche, die übrigen nicht geflüchteten Bewohner, 4—500 an der Zahl, in den Schloßhof eingesperrt. Unterdessen hielt der Feind seinen Einzug und die Plünderung und Verheerung von Stadt und Schloß nahm sogleich ihren Anfang. In der Krone hatte der französische Marschall Duras sein Quartier genommen, und alle Bitten und Vorstellungen, welche gegen weitere Zerstörung gemacht wurden, glitten auch bei ihm und seinen Offizieren ab an dem einfachen Ausspruch: So lautet unser Befehl. Obwohl Duras und der unter ihm stehende Ge-



Die Krangosen in der Pfalz und im Badischen im Jahre 1689.

bei der  
in die  
einem  
mies  
in die  
verm  
des  
er die  
ge  
in die  
r 168  
Wach  
apud  
müß  
seines  
is mit  
Pfalz  
von  
Mart  
es be  
Bach  
Wes  
dit  
mit  
von  
ran  
der  
sp  
abt  
reph  
Uff  
er  
mit  
de  
ab  
nd  
er  
ie  
er

neral von Charle keine gefühllosen Mordbrenner waren wie Melac, und das Leben der unglücklichen Einwohner ziemlich geschügt war, ja einzelnen, wie unserem Voch, sogar erlaubt wurde, etwas von ihren Habseligkeiten mitzunehmen, so war ihr Loos doch hart genug.

Das Volk war in der Schlosskirche und Türnig den 5. August über bewacht worden, wobei der Fall vorkam, daß General von Sparle, als von seinen Soldaten mehrere der Plünderung wegen zu den Eingesperrten eingedrungen waren, selbst unter sie ging und die Plünderer eigenhändig tüchtig durchprügelte. Nachdem ein Jeder einen Kaib Brod erhalten und noch 80 Gulden Geld unter die 400 Eingeschlossenen verteilt worden waren, begann um 4 Uhr Abends am 5. August der Auszug durch das hintere Schloßthor unter dem Schutz einer Abtheilung von 15—20 Soldaten. Der traurige Zug, der vielfach auch aus Greisen, Weibern und Kindern bestand, bewegte sich langsam und betrübten Herzens vorwärts in der Richtung gegen Langensteinbach. Das erste Nachtlager wurde in dem Walde aufgeschlagen, und als am 6. früh die hetzenlose Schaar der Ausgetriebenen den ersten Blick hinüberwarf auf die verlassene Stadt, stand dieselbe schon in vollen Flammen, welche so unaufhaltsam um sich griffen, so rasch ihr grausames Zerstörungswerk vollendeten, daß am Abend des 6. Augustes das Schloß, die Kirche, alle öffentlichen und Privatgebäude in eine rauchende Ruine verwandelt waren, und nur noch fünf bescheidene Häuser beim sogenannten Mauerloch an der Nordseite der Stadt von der Residenz der badischen Markgrafen übrig waren. So hatte auch hier der König, den seine Lobhübler den Großen genannt haben, sich ein Denkmal in der Weltgeschichte gesetzt.

Und so zog sich vor und nach der Zerstörung Durlachs eine lange, ununterbrochene Feuerfene längs des Rheines und Schwarzwaldes durch unser schwer heimgesuchtes Bauland hinauf über Pforzheim, Graben, Staßfurt, Grözingen, Mühlburg, Eutingen, Raßatt, Steinbach, Stollhofen, Kuppenheim, am 24. Aug. Baden, dann Offenburg, Lahr, Sengenbach, Vichtenau, Oberkirch und viele andere größere und kleinere Ortschaften des Landes. Wo du heute noch wandelst durch die gesegnete Rheinebene, oder durch die rebenumkränzten Vorhügel unserer Berge, durch Städte und Städtelein, oder jetzt blühende Dörfer der Landschaft, da berichten dir die Sagen, die von Mund zu Mund fortkommen unter dem Volke, da verkünden dir Cyroniken und Berichte und Kirchen- und Gemeindebücher, gerettet oder verstimmt und zerstört in jenen verhängnisvollen Tagen, da zeugen dir Trümmerbedeckte Brughalden und eingefürzte Stadtmauern von dem Kriege, den vor bald 200 Jahren ein christlicher König, ein als fromm und

heilig gepriesener König in den deutschen Gauen geführt hat.

Acht Jahre lang wurde noch nach dem traurigen Jahre 1689 der erbitterte Krieg fortgesetzt. Der im Jahr 1697 geschlossene Frieden zu Riswy brachte die Schwertier, wenn auch nur für kurze Zeit, in die Scheide. Freiburg, Dreisach, Kepl und Philippsberg mußten zwar an das deutsche Reich zurückgegeben werden, aber Millionen waren als Kriegsgelder, Millionen durch Verheerung und Brand dem deutschen Reiche verloren, und der französische König bekam für seine grundlosen Ansprüche an die Pfalz noch 700,000 Gulden Entschädigung.

Die Wunden, auch die nach jenen Tagen noch dem Volke am Rhein geschlagenen, sind allmählig vernarbt und geheilt. Der Segen eines vierzigjährigen äußeren Friedens hat sie geschlossen, der Geist der neueren Zeit hat uns gelehrt, daß, was einst die Launen ehrgeiziger Könige geunthet, nicht eingeschrieben werden darf in das Schulbuch der Völker, ja daß diese auf dem Felde friedlicher Entwicklung, auf dem Kampfsplatz geistigen Bestrebens ihre unverweilichsten, ihre geeignetsten Vorbeeren zu erndten haben.

Aber es greift in das Leben der Könige wie der Völker eine Ietende, eine segnende und zühigende Gotteshand, und auch hier bewährt sich das unvergängliche Gotteswort, daß er der Väter Sünden straft an den Kindern bis in's dritte und vierie Glied. Es soll und kann zwar der Mensch diese oft verborgenen Wege göttlichen Strafgerichts nicht entzählen, und dennoch ist es meinem gundeutschen Herzen immer sagt wie solch ein göttlich Strafgericht erschienen, daß gerade 100 Jahre nach der himmelschreienden Wittwandlung des armen unschuldigen Volkes am Rhein jenes mit solcher Schuld beladene Königsgegeschlecht dem empörrten Grimm seines eigenen Volkes erliegen, daß gerade der schuldlose unter Ludwigs des Bierzehnten Urenkeln als Sühnopfer für der Väter Schuld auf dem Blutgerüste hüßen mußte.

Wie ein Bauer am schnellsten ein Herr werden kann.

Fährt ein Bäuerlein auf der Eisenbahn nach Karlsruhe und hat vorher beim Posthalter in Muggensturm Bier getrunken. Der Posthalter hat sonst gutes Bier, — diesmal aber war's sauer. Gegen Eutingen zu wird das Bäuerlein unruhig und in Eutingen will es raus. „Drin geblieben“, schreit der Conducteur, „hier halt's nur ein Minut!“ und der Zug fährt weiter. Unser Bäuerlein wird immer unruhiger, rückt auf dem Sige hin und her, als wolle es mit seinen Lederhosen den Sigbank polieren, streckt alle Augenblicke den Kopf zum Wagen hinaus und dicke Schweißtropfen ste

hen ihm auf der Stirne. Endlich pfeift's und der Zug raffelt in den Karlsruher Bahnhof. Das Bäuerlein, wie der Blitz aus dem Wagen, rennt auf dem Trottoir hin und her und sucht Erwas. Jetzt sieht's eine Tafel, auf der heift's „lieux d'aisances“, versteht's aber nicht und rennt weiter; auf einer andern Tafel heift's „retirade“, und ist eine Hand darauf gemalt mit einem ausgestreckten Finger; „das ist was für mich“, denkt der Bauer und läuft wie besessen dem Finger nach. Kommt an eine Thür und will eben hinein, fährt aber wieder zurück, denn über der Thüre steht mit großen Buchstaben „für Damen“, rennt weiter



und lacht: „da hätt' i könne schön ankomme!“ findet eine zweite Thüre, da heift's „für Herren“; „mit Herre isch nit gut Kirsche esse“, denkt er, und läuft und läuft und sucht und sucht und findet Nichts. Jetzt reißt ihm die Geduld, er kann's auch nicht mehr länger aushalten und schreit einen Conductor an, der ihm gerade in den Weg läuft: „Hel Siel! Wo isch denn au was für d' Baure, bi Gott!!“ Der Conductor lacht: „Nur dori hinein, guter Freund!“ und zeigt auf die Thüre „für Herren“. Nach fünf Minuten kommt unser Bäuerlein wieder heraus, schaut sich die Inschrift über der Thüre noch einmal an und lacht vergnüglich vor sich hin: „Heide-Gallen! mer darf nur in des Karlsruh' neischmecke, so isch mer au schon e Herr. D'nächst Woche, wenn mer's mache können, muß mei Alte au mit und „e Dam“ werde,“ setzte er hinzu und ging durch das Ettlinger Thor nach dem Adler; „bi Gott, sie muß, mer thäte so sonst nimmer z'säme passe!“

### Das Mittel wider den Tod.

Meseritz ist ein Städtlein in preußisch Polen, darin wohnen mehr Juden als Christen, und die Ebdne Jakobs sind dort meist so arm wie die Kirchenmäuse.

Ein solcher Sohn Jakobs aus Meseritz kam einst nach Breeclau zu einem reichen Glaubensgenossen, und sprach ihn um ein kleines Reisegeld an. Der reiche Mann war nicht gerade zum Geben aufgelegt, mochte auch schon gar oft solche Besucher empfangen haben, kurz, er wies den Bruder aus Meseritz ab. Der aber ließ sich so leichten Kaufes nicht abreiben, sondern bat wiederholt und dringend um eine Unterstützung. Endlich, als alle Bitten nicht versagen wollten, sprach er: Gebt Ihr mir was, so sag' ich Euch ein Mittel wider den Tod! Da horchte der reiche Mann auf, und vielleicht aus bloßer Neugierde, das wunderbare Mittel zu hören, gab er dem Bittenden ein Zehn-groschenstück, und verlangte nun, sein Geheimniß zu hören. Nu, sagte Jener, ziehen Sie nach Meseritz, da ist noch kein reicher Jud gestorben.

### Gemeinnütziges Allerlei.

Gegen Verrenkungen nütze man Kampferspiritus, Weinessig und Terpentingeist, von jedem eine Unze, und reibe damit das verrenkte Glied ein.

Bei Halsübeln geben zwei Drachmen Myrthenextract, vier Unzen Wasser und eine halbe Unze Weinessig ein gutes Gurgelwasser.

Gegen Brands- und Brühwunden nehme man einen Theil Lein- oder Olivenöl, und einen Theil Kalkwasser, schüttele es tüchtig unter einander, und bestreiche damit die Wunden.

Thust du etwas, so thu es ganz.



Wer einen Bogen spannen kann  
Ist schon was nütze,  
Doch wer da schießt und treffen kann,  
Der ist ein Schütze.



Ein ehrlicher Mann hält Wort, wenn er Etwas verspricht, denn 's war noch nicht halb fünf Uhr Nachmittags, als Michel Schmidt in's Schützenmüllers Hofthor eintrat, gewaltig angeböckert von dem wachsamem Hektor, der vor seiner Hütte hin und hertobte, so weit seine Kette es erlaubte. Um so freundlicher begrüßte ihn die Müllerin, die aus dem niedlichen Fenster zwischen Blumenstöcken und unter dem Schatten der großen Rebe hervorschaute, welche die ganze Giebelseite und noch gut 5 Schritte breit die Wand gegen den Hof zu deckte.

„Ei, ei, Better Schmidt, ganz allein?“ rief sie, „wo ist denn unser guter Holländer? Wir warten schon eine halbe Stunde auf Euch, und mein Mann ist gerade in die Kammer gegangen, seinen Rod anzuziehen und das Drei-Eichenbergle hinaufzugehen, zu schauen, wo Ihr bleibt?“ — Schmidt war athemlos und schwitzte, daß ihm die Tropfen über die Stirne rollten, denn die Luft-Sonne brannte — man verging fast — und er war rasch gelaufen und immer rascher, weil es was zu hören gab und zu lernen in seinem Bauerngeschäfte. Hatte ihm doch das, was er von Müller gelernt, seit 5 bis 6 Jahren Segen ins Haus gebracht, manch bößes Wörtlein verschweicht, das sonst zwischen Mann und Weib wechselte, und der Presser war sein Gast nicht mehr, — und woher hatte er die 26 Kronenthaler, 5 Guldenstücke und 12 Sechsbägnen her, die er vorgestern dem Haber an der Kirch' blank und baar für ein Ackerlein bezahlte? An das dachte er Alles, als er so lief und unverdrossen schwitzte, — und nun soll er vergeblich gekommen sein, der „gute Holländer“, Fritz Müller, sollte fehlen?! Doch nein, kaum 20 Schritte kam er hinterdrein und alsbald saßen sie, herzlich willkommen, bei einem Krüglein Wein, das die gastfreie Hausfrau aufgetischt hatte. Es saß sich so sehr behaglich, Müller aber meinte doch, sie woll-

ten nicht zu fest sitzen bleiben und der Frau die Ehre anthun, wenn sie im Hofe sich umgesehen. „Denn daß der Schützenmüller anfangs das Mehl auf den Mist wirft, das will mir doch etwas sonderbar scheinen, und wär er so reich wie der Rothschild.“

Michel Schmidt hatte bei der Gelegenheit durch das Fenster in den Hof gesehen und da lag wirklich ein stolzer Misthaufen, wie überzuckert. Als sie hinausgingen, machte er bereits im Kopf einen Ueberschlag, zu wieviel Kirchweihkuchen das Mehl gereicht hätte, das der Schützenmüller so verschwenderisch wegwarf, und als er eben dachte: „aber Hochmuth kommt vor dem Fall, armer Better“, da stieß er an den offenen Wechsfack in der Hausflur, und siehe es war — es war kein Mehl, sondern Gyps! Fritz Müller hatte sich das gedacht, denn vom Schützenmüller hatte er eine zu gute Meinung und wußte auch, daß man Gyps auf den Dung streut und warum; Michel aber meinte, da gypste man lieber sogleich auf's Feld, man spare dann die doppelte Mühe.

„Schon recht“, versetzte lächelnd der allzeit freundliche Schützenmüller, „aber der Gyps hält die verdampfenden Stoffe im Mist fest und ist dazu das Wohlfeulste. Mein Nefse, der Fabrikant H. in Offenbarg, zugleich ein wackerer Landwirth“ — . . . .

„Ja, ja!“ riefen Müller und Schmidt zusammen, „ein ganzer Landwirth ist's.“

„Mein Nefse also hat mich vor 2 Jahren davon überzeugt und seitdem streue ich Gyps ein in meinen Misthaufen. Ein großer Theil von Mist ist flüchtig, sagte er zu mir, und einer der besten Stoffe darin ist der allerflüchtigste, der auch am Gestank viel schuldig ist, man nennt ihn Ammoniak; er legte nun dort auf die Mauer in die Sonne eine Schaufel voll recht feinen Mist und ich sollte sehen, was damit wird. Als er dann in ein paar Wochen wieder kam, war nur noch ein bißchen braunes Pulver da, wie Erde und ohne Geruch. Da haben wir's“, sagte er, „alles Andere ist versorgen“; er zeigte mir ein Gläschen, worin er solches Ammoniak in Wasser aufgelöst hatte, und ließ mich daran riechen. Es war ein Geruch, daß mir die Augen übergingen, aber gerade so, wie auf einem dampfenden Misthaufen oder wie in einem Schafstalle. Dann nahm er ein wenig Gyps, warf ihn hinein und nach einiger Zeit roch es gar nicht mehr so, doch aber war es um den Gyps mehr geworden als vorher. „Es ist also klar“, sagte er, „daß der Gyps das Ammoniak festhält, streue deshalb Gyps in Deinen Mist, er bleibt Dir dann gut und verliert nicht sein Bestes.“ — Ich that's, und richtig, mein Dung reicht mir um die Hälfte weiter als früher.

Michel Schmidt, dem's nun auch einleuchtete,

schob, wie immer wenn er in Verlegenheit war, den Hut auf die eine Seite und dachte, wenn ich's nur auch so machen könnte, wie der Schützenmüller. „Das paßt leider für unser Einen nicht“, sagte er, „'s kommt zu theuer zu stehen; — Ihr könnt es präktiren, Schützenmüller, aber wo soll der kleine Bauer das Geld her nehmen? Das kommt zu hoch!“

Der Schützenmüller meinte aber, so gefährlich wär' es nicht; er habe 30 Kühe, 4 Pferde und gewöhnlich 4—6 Schweine, die er für ein Stück Großvieh rechne, und für je drei Stück Großvieh nehme er täglich ein Mäße Gyps.

„Das ist sehr zweckmäßig“, fügte Frig Müller bei, „ich habe zwar auch ein vorzügliches Mittel, um den Mist gut zu erhalten, auch Schmidt braucht es auf meinen Rath, aber bei einem so großen Viehstande macht es zu viel Mühe. Ich streue nämlich alle drei Tage drei Finger hoch Erde zwischen den Dünghaufen, wodurch er vortrefflich, gleichartig wird und ausgibt, als wär' es doppelt so viel. Aber freilich für zwei Kubren Mist brauche ich auch 1—2 Kubren Erde. Machen läßt sich's, denn im Winter, wenn nichts sonst zu thun ist, führe ich den Schlamm aus den Gräben, Erde von abgehobenen Rainen, Straßenkoth und dergleichen zusammen, lade manchmal auch beim leeren Heimfahren das Jahr hindurch einen Erdhaufen da am Wege, dort am Graben, hier an der Wiese u. s. w. auf. Das gibt Material genug. Freilich, Pfuhl bekomme ich dadurch weniger, denn die Erde verschluckt viel, aber das gibt dann einen Dung, der ist so kräftig und fett wie Schnupftabak.“

„Ja, ja!“ fiel ihm Schmidt in die Rede, „so ist's; seit ich das auch so mache, fehlt es mir nie an Dung und ich habe bessere Erndten. So wäre also das Aufstreuen von Gyps oder Erde, womöglich lehmige, moorige oder Torf-Erde, eine Hauptsache, und wer das einmal probirt hat, läßt nimmer davon ab. Aber es gibt doch noch eine Hauptsache, die mich Müller lehrte, nämlich, daß kein Trörsle Pfuhl den Hof hinaus laufe; denn damit läßt sich etwas Tüchtiges ausrichten, man kann dem Weizen und dem Spelz im Winter nachhelfen, kann Kraut, Dickrüben, Welschkorn damit begießen, dem Klee aufhelfen, kurz alles Gepflanz wird damit kräftiger. Ich hab's probirt, wer es nicht nachmacht, ist ein — Narr!“

„Recht so“, fuhr der Schützenmüller fort, klopfte dem Michel Schmidt auf die Schulter und nickte ihm mit den Augen zu, — „recht so! wer die Jauche verloren gehen läßt, ist kein rechter Bauer, sage ich; drum seht einmal, Better, wie ich das eingerichtet habe. Da geht eine Rinne im ganzen Hof herum, die führt

hinaus in den Grasgarten daneben und nimmt alles Regenwasser vom Dach und Hofe auf. Dadurch ist mein Mist vor dem Verkaufsen geschützt. Die Dungkante selbst ist auf diese Seite hin geneigt und es fließt aller Pfuhl herüber in das Jauchenloch. Früher hatte ich dies bloß einfach ausgegraben lassen, aber da verschluckte sich gar zu viel in den Boden; seitdem ich's aber vor zwei Jahren mit blauem Wasserkalk ausmauern ließ, bin ich ganz zufrieden.“

Frig Müller: Ich nahm fetten Letten, stampfte damit aus, was wohlfeil war und schier 8 Jahre aushält.

Schmidt: Und ich habe eine alte Stange eingegraben, das thut's auch.

Schützenmüller: Jeder macht es halt, wie er kann, wenn nur nichts verloren geht und der Mist trocken sitzt; denn der Theil, der im Wasser liegt, wird nicht gut und gor, wenn das Wasser noch abläuft und zum Hofe hinaus, da bleibt nur der Kaffeesatz zurück und der Kaffee ist zum Teufel. Die Pumpe habe ich mir von Seyverles Jakob machen lassen, der ist der beste Zimmermann und so, ein geschickter Pöfler, er hat auch den Dachspitzen auf dem neuen Kirchthurm gemacht. Der versteht sein Sach. Das Beschlää hab' ich dau gegeben, es war alt Eisen vom frühern Mühlrad, und wenn ich's noch recht weiß, kostete Alles in Allem nur 15 fl. 40 oder 48 kr.

Schmidt: Ich habe bloß eine Schapfe!

Frig Müller: Und ich eine alte Pumpe aus der Gengenbacher Brauerei. Am Ende kommt es doch nur darauf an, daß man gehörig den Mist feucht hält und die Jauche beim Ausführen gut zu schöpfen vermag. Läßt man den Mist austrocknen, dann geht auch wieder das Beste in die Luft und er wird nicht gleichmäßig. Bei kleinem Viehstande ist die Schapfe genug, bei größerm thut die Pumpe besser, denn da ist das Schöpfen zu mühsam.

„So ist's“, fuhr der Schützenmüller fort. „Ich sage nur immer: der Mist muß trocken ausliegen, der Pfuhl in einen bedeckten Behälter zusammen fließen, der Mist schön fest, aber nicht zu hoch aufgesetzt mit Gyps oder meinetwegen auch mit Erde fleißig überstreut und mit Pfuhl begossen werden, damit er nicht vertrocknet. Das ist die Hauptsache! Ob ihr nun die Kante rund oder viereckig, lang oder breit macht, das ist gleich; dabei kommt's nur auf den Platz im Hofe an. Kann man sie noch in Schatten legen oder ein paar Bäume daran pflanzen, wie bei mir, — um so besser, — die Sonne brennt ihn dann nicht aus.“

Schmidt meinte, das Hochaufsetzen löre von selbst auf, wenn man eben nicht viel Mist hat.

auch volle 3—4 Centner. Vor dem Gebrauche wird er in der Scheuer dünn ausgebreitet, tüchtig durchgestamft und gesiebt, bis alle Brocken klein und mehlig sind, und dann mische ich ihn mit doppelt so viel Erde, nehme auch öfter Gyps darunter. Manchmal, wenn ich nämlich schon aufgestangene Saaten bei feuchtem Wetter überstreuen will, nehme ich dreimal so viel Erde zur Mischung.

Michel Schmidt: Das muß aber eine Pessilenz ablegen!

Schützenmüller: Freilich, aber wenn man vorsichtig ist, Nichts in die Augen oder einen wunden Finger bringt und nicht ganz ausgehörte Erde nimmt, geht es ohne Schaden. Ich lasse auch nur bei feuchtem Wetter dünn auf's Feld streuen und dann leicht eineggen, oder streue nach der Saat, wenn gerade ein sanfter Regen bevorsteht. Neuerdings behalte ich die eine Hälfte auf und streue sie erst im Frühjahr über die aufgestangene Saat; so wirkt es besser. Zu Dickrüben, Kraut u. dgl. lasse ich eine Stufe hauen und in diese einstreuen. Man darf nur nicht unmittelbar an die Wurzeln kommen, so schadet's der Pflanze nicht und man spart wohl die Hälfte Guano. Für manche Gewächse mache ich auch Gießwasser und zwar habe ich dort beim Brunnen einen alten, in Gengenbach gekauften Maischböttich stehen, der 10 Dhm hält. In diesen bringe ich 30—40 Pfund Guano, oder auf den Dhm 3—4 Pfund, fülle ihn mit Wasser und rühre öfter um. In ein paar Tagen, wenn die Masse ruhig gestanden, habe ich oben darauf eine klare braungelbe Brühe wie Bier, die dem besten Pfuhl gleich kommt. Bei feuchtem Wetter benütze ich dieses helle Gießwasser gerade so wie Pfuhl.

Michel Schmidt: Wie thut's denn bei Kartoffeln?

Schützenmüller: Diesen gebe ich nicht gerne Guano; man kann in die Stufen düngen, zum Stod etwa  $\frac{3}{4}$  Loth gerechnet, etwa ein Löffel voll, aber sie werden nicht so schwachhaft, so etwa wie gepfuhlte. Lieber gebe ich meinen Kartoffeln Knochenmehl, etwa 2 Loth zum Stod. Das thut besser.

Fritz Müller: Knochenmehl habe ich auch schon öfter zu Weizen und Kartoffeln gebraucht. Recht fein und einige Zeit gepfuht wirkt es besser; grobes, auch wenn man weniger dafür zu zahlen hat, ist doch theurer, denn es schlägt gar zu langsam an. Am besten ist das, was mein Schwiegervater in Mannheim kaufte, das ist auflöselich gemacht mit Vitriolöl und thut recht gut. Anfangs wird freilich auch das Knochenmehl theurer. Sie fordern schon 3 fl 30 fr., ja bis zu 5 fl. vom Centner, je nach der Sorte; und der Guano, was kostet der?

Schützenmüller: Ich zahlte 9 fl. 45 fr. für

den Centner, den Sack eingewogen, und bald soll er aufschlagen und über 10 fl. kosten.

Michel Schmidt: Ei, wenn einmal noch mehr fabrikanten Guano machen, dann wird er schon abschlagen.

Schützenmüller: Ja, fabrizirt ist er nicht, der ächte ist pure Natur....

„Ich meine doch, 's wär Zeit, daß Ihr einsprecht“, fiel die Hausfrau ein, die lange vergeblich gewartet und sich nun beigeschlichen hatte, „ich möcht' doch auch, daß meiner Butter und Käse ein bißle Ehr angethan und ein Gläsle getrunken wird.“

Schützenmüller: Den't's auch, wir diecuriren drinnen, ein Unwetter vertreibt uns doch bald. Da nickten die Gäste der Frau Schützenmüller ihren Dank zu und schauten nach dem Himmel, der gottlob von schwarzen Wolken überzogen war. Schon lange sehnte man sich nach Regen; nun kamen endlich die ersten Vorboten, einzelne große Tropfen fielen bereits auf die drei Guanomänner, als sie der Schützenmüllerin über den Hof folgten, und kaum saßen sie beim Wein, so regnete es dorb und donnerte gewaltig.

Das war ein Labsal: ein gut Gläslein Wein in den Leib und ein frischer Guss auf das durstige Fesl, und je mehr die Gäste dem kernhaften Brod, der reinlichen Butter und dem trefflichen Käse zusprachen, desto mehr freute es die biedere Hausfrau, denn 's war ja ihr Werk, was sie aßen, und stets sah sie dienstfertig zu, daß Keinem etwas abgehe.

Da ging die Thüre auf, und — welche Ueberaschung — wie aus dem Wasser gezogen stand der Herr Neffe H. vor ihnen, triefend von Regen. War es auch ihr leibhaftiger Schwesterjohn, auf den sie so stolz war, im ersten Augenblick kam er der guten Frau Schützenmüllerin doch vor wie ein gebadeter Pudel, und unwillkürlich dachte sie: wenn er sich nur im Zimmer nicht schüttelt! Doch sie hatte sich kaum wieder gesaßt, so lagen schon trockene Kleider bereit und der Herr Neffe verschwand mit dem Schützenmüller in der Schlafstube, um bald in possirlichem Anzug wieder zu erscheinen.

Der große magere Neffe kam in des kleinern dicken Dnkels Hosen und Sonntagsgrod, in einer langen weiten Scharlachweste, einer weißen Schlafmüge, die ihm bis in die Stirne herabging, und in ein Paar gewaltigen Schlappen aufmarschirt, auf die ein Paar Strümpfe herabrutschten, die offenbar für bessere Waden bestimmt waren. Wenn er den weiten Rod übereinander schlug, hätte noch ein zweiter Herr Neffe darin Schutz vor allem Unwetter finden können. Man lachte herzlich, aber Alle dachten: „Noth bricht Eisen.“ Jetzt wurde angestossen und als der Herr Neffe sich etwas er-

holt hatte, und die Frau Tante begrüßt, da erzählte der Schützenmüller ihre heutige Unterhaltung, und wie sie zuletzt vom Preise des Guano geredet und Schmidt gemeint hätte, in spätern Jahren müsse er doch wohlfeiler werden.

Das war gerade Wasser auf des Herrn Neffen Mühle; denn da war er in seinem Element. „Theuer ist der Guano freilich“, sagte er, „aber für einen Mann, der allen Dünger gut zusammen hält, ist er immer noch wohlfeil. Theuer, viel zu theuer ist er aber für Den, der noch den Pfuhl laufen oder den Mist vom Regen auswaschen und die kostbare Brühe in den Gräben, Bach, den Rhein hinab und in's Meer laufen läßt und dann ganz dasselbe wieder über's Meer herüberkommen läßt und mit schwerem Geld bezahlt. Denn der Guano ist fast nichts Anderes, als ein eingetrockneter starker Pfuhl! Es ist ja ein Vogelmist.“

Michel Schmidt: Wahrhaftig, ein Vogelmist? Dafür hät' ich ihn nicht angesehen!

Fabrikant H.: Wahrhaftig nichts Anderes, und zwar gibt es in Südamerika ein paar Inseln, die sind ganz voll davon. Seit Jahrtausenden sitzen dort Schaaren von allerlei Seevögeln zusammen, legen ihre Eier, verjehren da ihre Fische und werfen hier ihren Koth, der dann jährlich höher und immer höher anwuchs.

Michel Schmidt: Aberlabab! Nichts für ungut, Herr H., aber das hätt' ein Regen wie der heutige schon längst wieder abgewaschen. — Michel wurde roth, denn 's war ihm etwas grob herausgefahren, aber Herr H. wußte, wie's gemeint war und hörte Jeden gerne in seiner Art.

Fabrikant H.: Richtig bemerkt, Herr College, und es freut mich, daß Ihr gerade den Nagel auf den Kopf getroffen habt; aber dorten regnet es nicht, Jahr aus Jahr ein. Es gibt so Gegenden, die nennt man regenlose Striche, weil alle Wolken sich entleeren, bevor sie dorthin kommen. So sind auch diese Cynga-Inseln, wie man sie heißt. Von weitem schon verkündet der Geruch dem Seemann, daß er ihnen nahe ist und bald hält das Schiff vor hohen Wänden, die schroff wie die Felsen drüben im Nurgthal aus dem Meere hervorragen. So sind es drei Inseln, einsam, öde, ohne Baum und Strauch, nur mit Fischgräten, Federn und Eierschalen bedeckt und der ausgetrocknete Vogeldung darunter. Gräbt man nach, so findet man 5—10, ja 40—100 und mehr Fuß tief, nur Guano und Guano. Ein paar Hütten in der Mitte der Insel sind die Wohnstätte der Indianer, welche den Guano wie in Steinbrüchen los arbeiten, denn er ist ganz hart zusammengebunden; hoch oben haben sie eine Kanzel von Balken, woran ein leinener weiter Schlauch hängt, durch den sie den Guano hinabrollen lassen. Das Schiff muß zuerst im untersten Raum gefüllt werden, in welchem sich

Steine u. dgl., der sogenannte Ballast, befand, damit es nicht umschlagen konnte. Man wirft allmählich die Steine heraus und fährt auf Boten den Guano bei, den man dafür einfüllt. So vergehen 8—10 Tage, alsdann wird der Hauptschiffsraum gefüllt, man fährt an die Insel hart an, läßt den Schlauch herein, wobei ein paar Indianer nackt und nur etwas Berg um Mund und Nase, im innern Schiffsraum den Saft schütteln, daß er nicht stopft, den Guano ausbreiten und festtreten. Das halte aber der Teufel lange aus; der Staub und Dunst ist entsetzlich, sie werden deßhalb alle Viertelstunde abgeißt, schwenken den Staub mit Schnaps hinunter, baden und schlafen, bis sie wieder an die Reihe kommen. In etwa drei Tagen ist das Schiff voll, und mit lautem Hurrah rüftet sich die Mannschaft zur Heimreise, denn das Geschäft hat man bald satt; der Capitän bis zum letzten Matrosen sehen aus, als hätte man sie mit Guano verjudert. Sie hatten an bei der Küste von Südamerika, waschen Tisch, Tauwerk und Segel und baden im Meere, daß es eine Luft ist, zählen dann der peruanischen Regierung für jeden Centner Guano 2 fl. Zoll, das sind oft 20—25,000 fl. von einem Schiffe! — Nun gehi's Europa zu, und wo hält man da? Wo es der Herr Gibbs in London haben möchte; denn er allein hat von der peruanischen Regierung das Recht erhalten, Guano zu holen. Das ist natürlich ein reicher Mann und etwas mehr als ein Krämer bei uns, der Kaffee und Eichori verkauft, denn er läßt ein paar Hundert Schiffe jährlich hinüber und herüber gehen und holt so ungefähr 2 Millionen Centner nach Europa. Keine Kleinigkeit! wenn das alles an Dfenburg vorbei müßte, könnten wir 100 Tage lang alle Tage 5 Güterzüge, jeden mit 50 Wagen, vorbeifahren sehen mit nichts als Guano. Wer also guten Guano haben will, muß bei Jemandem kaufen, der ihn von Gibbs bezieht; denn es gibt freilich auch noch an andern Orten Guano, aber dort regnet es zuweilen, daher ist er dort ausgewaschen und oft nicht ein Fünfel so viel werth; das sollten sich Bauern merken, die ihren Mist vom Regen auswaschen lassen! Auch wird manchmal Lug und Trug gerrieben: Ziegelmehl, Sägemehl und dergartiges darunter gemischt; daher bezahlt man lieber 1 oder 2 Thaler mehr bei soliden Kaufleuten und erkundige sich erst.

Schmidt war ganz Ohr und auch die Frau Schützenmüller hatte gar wohlgefällig zugehört und sah oft Better Schmidt und Müller an, was die dazu für Augen machten, daß der Herr Neffe das Alles so weiß, als wäre er dort gewesen, und daß er ein so geschickter Mann ist; — aber freilich, dachte sie, er ist ja von meiner Seite her unser Verwandter, mein leiblicher Schwestersohn!

Er erzählte nun noch, wie man jetzt auch aus Hinf. Bote 1859.

Knochenkohlen, Leder, Lumpen, altem Fleisch und Fischabfällen künstlichen, aber auch guten Guano mache, und noch Dies und Jenes. Da gab's noch viel zu reden, so daß einmal der Michel Schmidt meinte, es sei doch ein rechtes Ding um die Landwirthschaft, da gibt es zu disputiren und zu denken, mehr als man glaubt.

„Allerdings“, sagte der Schützenmüller, „man kann dreimal als Müller lernen und Meister werden, bis man einmal als Landwirth durch ist!“

„Und“, fuhr der Nefse fort, „wir könnten noch Tage lang fort machen, aber jetzt gilt's Heimgehen, der Regen hört auf und die Nacht bricht an; wir sprechen ein ander Mal bei der Frau Tante weiter davon, und so sei's!“

Sie winkte freundlich zu und lud die Gäste ein, doch ja bald wieder so zusammen zu kommen. Nun wurde auf die freundliche Wirthin angedrungen und auf's schöne Bauernhandwerk, auf das ein rechter Bauer stolz sein sollte. Die Gläser klirrten und bald saßen Alle auf des Schützenmüllers Bernerwägeln, denn er ließ sich's nicht nehmen, sie mußten heimfahren, vorn allein der Schützenmüller, denn er füllte den Platz, dahinter die drei Gäste, den Nefsen H. in der Mitte, damit man seine Maskerade nicht so sehen sollte, die nassen Kleider im Bündel zu hinterst. Als sie im Hofe aufstiegen, zog der sonst so muthige Hektor den Schwanz ein und grollte knurrend in seine Hütte, denn daß er des guten Herrn leibhaftigen mageren Schatten hinter ihm sitzen sah, war für das arme Thier zu viel.

Heimzu war man noch guter Dinge, freute sich der erquickenden Luft und an der Gluth der Wolken, welche die untergehende Sonne vergoldete.

### Alter Spruch.



Im kleinsten Raum  
Pflanz' einen Baum,  
Und pflege sein,  
Er bringt dir's ein.

### Allerlei.

Der tausendjährige Rosenbaum. An der Gruftkapelle des Domes zu Hildesheim stand ein Rosenstock, dessen Ursprung nach der Sage bis in die Zeiten des deutschen Königs Ludwigs des Frommen, also bis etwa 840 zurück ging. In dem Wurzelstock dieses abgestorbenen Großvaters steht jetzt ein Sproßling, der jetzt ebenfalls seine 150 bis 200 Jahre zählt, fünf und zwanzig Fuß Höhe, dreißig Fuß Kronenbreite und einen Stammumfang von einem halben Fuß hat. Er deckt mit seinen ausgebreiteten Zweigen die ganze östliche Wand der Kapelle.

Als ein Seitenstück zu diesem Rosenstock steht in Hamptoncourt in England ein Rebstock, der über 110 Fuß lang ist, einen Stamm von 3 Fuß Durchmesser hat und in guten Jahren über 2500, durchschnittlich ein Pfund schwere, vortreffliche Trauben trägt.

### Die Zauberflöte,

oder

### Umgekehrt ist auch gefahren.

Ein Doktor muß allerlei treiben, wenn er's zu etwas bringen will; er muß sich zum Beispiele auch auf die Zauberflöte verstehen, denn es gibt turtose Narren unter den Patienten, und Jeder will was Appartes haben um sein Geld. Eine steinreiche Gräfin, eine Russin war's, der gar Nichts fehlte, denn sie hatte im Ueberschusse zu viel, zu viel Geld und zu viel Zeit, kam aus purer langer Weile auf die Idee, sie wolle es zur Abwechslung auch ein Mal mit dem Kranke sein probiren, und also ward sie krank, sie meinte es wenigstens, und ging in das Bad, um sich zu kuriren. Der Bade-Doktor hatte eine feine Nase, wie sie ein Hofrath haben muß, und roch den Braten, und als er der Patientin den Puls fühlte, schätzte er sie mit Kennerblick auf fünfzig Louisd'or zum Mindesten. „Meine Gnädige“, sagte er, „mit Gottes Hülfe werden wir über das Uebel Herr werden, aber es war die höchste Zeit, acidum primum viarum, es sitzt im Magen.“ Wenn man den Patienten so einen lateinischen Brocken an den Kopf wirft, so werden sie schon halb gesund vor Respekt und Schreden. Und also ward verordnet: Morgens acht Uhr nüchtern eine Tasse Chokolade, dann eine Stunde leichte Bewegung im Schaukelstuhle, und endlich um neun Uhr, direkt auf die Chokolade gesetzt, ein Pulver in ein Glas frisches Wasser eingerührt. „Verwechselfen Sie aber ja die Mittel nicht“, setzte der Hofrath hinzu, „ich könnte sonst für Nichts stehen; denn die Chokolade muß den ersten Anrenn aushalten, das Pulver würde sonst mit Ihrem Magen kurzen Prozeß machen, dilatatio ventriculi aut gastrobrosis! Ich habe die Ehre mich ganz gehorsamt zu empfehlen.“

Das Pulver aber war sehr harmloser Natur: gestoßener Zucker mit ein wenig Niederschlagendem. Der Doktor kam täglich, um den Fortgang der Kur zu beobachten, wie er sagte, und alles ging vortreflich, wie es gar nicht anders sein kann bei einem Doktor, der einen rothen Wandel im Knopfloche trägt, in seiner eigenen Equipage fährt und sich für den Besuch einen Louisd'or bezahlen läßt. Vor so etwas hat sogar der Tod Respekt, und eine Krankheit kann gar nicht aufkommen, und wenn sie auch einen ellenlangen lateinischen Namen hätte.

Eines Morgens aber wurde der Herr Hofrath schleunigst zur Frau Gräfin gerufen, „es sei was Absonderliches passiert“ sagte der Bediente, „und der Herr Doktor möchte doch ja gleich kommen, und jedenfalls noch ehe er aussehe.“ Diese Aufgabe zu lösen war nun zwar dem Doktor nicht möglich, doch aber eilte er zu seiner Patientin und traf sie blaß und aufgeregter in ihrem Schaukelstuhle. Er überfah mit einem Blicke, was geschehen: die Unglückliche hatte in der Berstreuung die Mittel verwechselfelt und das Zuderwasser nüchtern getrunken, während die Chokolade noch unberührt auf dem Tische stand. „Ach! bester Doktor, nicht wahr, das ist fürchterlich? Es wird doch noch zu helfen sein?“ jammerte die Gräfin und machte Anstalt, Krämpfe zu bekommen. „Schlimm, sehr schlimm“, seufzte der Doktor, indem er einen verunglückten Versuch machte, vor Schreden zu



erbleichen; „überlegen wir, was zu thun“, und er fühlte der Gräfin den Puls und starrte an die Decke, wo er mit großer Aufmerksamkeit eine Fliege betrachtete, die dort herumspazierte. Der Doktor überlegte. Jetzt spielte ein Lächeln um seinen Mund. „Haben Sie's, besser Gold-Doktor?“ „Ich hab's!“ rief dieser, „Ich hab's! welsch' ein glücklicher Gedanke, Sie sind gerettet, meine Gnädige!“ „Nun, lieber Doktor, nun?“ fragte die Gräfin erwartungsvoll. „Wir bringen die Chokolade dennoch an den rechten Fleck“, jubelte der Doktor, „indem Sie dieselbe in entgegengesetzter Richtung genießen!“

„Aber, besser Herr Hofrath, ich verstehe Sie nicht, wie ist dieß möglich?“

„Dieß ist durch die Zauberslöte möglich, meine Gnädige“, rief dieser ganz in Extase und schlug triumphirend auf seine goldene Dose.

„Durch die Zauberslöte? Sie machen mich wahnsinnig, Doktor!“ und die geängstigte Gräfin versuchte von ihrem Stuhle aufzuspringen.

„Nun denn, wenn Sie es durchaus in Prosa wissen wollen“, rief der Doktor und wurde ganz roth vor Eifer. „Sie müssen die Chokolade als Klystier nehmen!“

Die unglückliche Gräfin that einen schwachen Schrei und fiel in ihren Schaukelstuhl zurück.

Und also geschah's und die Gräfin war gerettet. Dank dem geistreichen Einfall des Doktors, hatte dieser Zwischenfall keine weiteren übeln Folgen, als daß die Kur wieder von vornen angefangen werden mußte.

Nach sieben Wochen, es that's nicht mehr länger, erklärte der Herr Hofrath die Gräfin für kurirt, und diese reiste ab, nachdem sie ihren Gold-Doktor mit hundert Louisd'or honorirt hatte. Er hatte sie noch zu nieder tarirt, wie man sieht.

„Was meinst Du, liebe Frau“, hat der Herr Hofrath zur Frau Hofrathin gesagt, als er ihr die blanken Goldbögel in den Schooß schüttete, „hat sich nicht meine Zauberslöte gut angelassen? Ein gewisser Mozart hat auch in dem Artikel gemacht, aber ich glaube nicht, daß es ihm so viel eingetragen. Morgen bekommst Du einen türkschen Schwal, mein Engel!“

### Treffliches Mittel.

Eine Hausfrau hatte eine Magd, fleißig und anständig, und wäre Alles recht und gut an ihr gewesen, wenn nicht manchmal, gerade wenn sie ihren alten Vater besuchte, im Hause et-

liche Kleinigkeiten fehlten, die anderswo auch zu brauchen waren; wo sie aber hingekommen und wie sie weggenommen waren, konnte man nicht sagen. So ging es eine Weile und der Hausfrau lag es gar schwer auf dem Herzen; erst der Verdacht, und dann, wenn der Verdacht wahr wäre, wie Schade es um das Mädchen sei, und endlich, wie man ihr's wohl auf die beste Weise abgewöhnen könne.

Einstmals nun fiel ihr Angesicht ungesucht auf einen Korb in der Magd Kammer und wie sie näher hinsah, so war darin etwas gemahlener Kaffee und Zucker. Das war aber um die Zeit, da das Selimle wieder einen Besuch daheim zu machen pflegte, und die Frau dachte sich gleich den Zusammenhang, denn es fehlte ihr seit einigen Tagen etwas am Kaffee und in der Zuckerbüchse, und es that ihr leid, das Mädchen unehrlich zu finden; denn unehrlich ist eben unehrlich, sei's im Großen oder im Kleinen. Aber sie war ein verständiges Weib und ließ sich nichts merken. Als aber die Magd kam und um Urlaub bat, sagte die Frau: „Nicht wahr, Selimle, du hast einen alten Vater daheim?“ — Ja, Madam, den wollte ich eben besuchen. — „Nun, der alte Mann wird Manches brauchen können, was er nicht hat, so nimm dieses Geld und gehe und hole ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker und bring's deinem Vater als Gruß von mir, auch kannst du ihm meines Mannes Hausrod und Winterschuhe mitnehmen“, und damit gab sie ihr das nöthige Geld. Da ward das Mädchen über und über roth, und es war als ob sie noch etwas Mehreres sagen wollte, als einen bloß ersprochenen Dank. Am andern Tage aber war der Hausfrau ihre Kaffeebüchse und Zuckerdose wieder gerade so voll, als sie sein sollte, und es hat seitdem nie wieder etwas im Hause gefehlt. Ja, treuer ist noch keine Magd geblieben, wie sie oftmals gesagt hat, und darum muß der Hinfende Vöte diese Geschichte, die ihm gar wohl gefallen hat, hier wieder erzählen, andern Hausfrauen zur Nachricht.

### Schlechte Führung.



Ein Blinder, der den andern führt,  
Der führt ihn nur zum Weide;  
Und ist vielleicht ein Stein im Weg,  
Da liegen sie alle Weide.

### Der Mehlfleck.

War einmal, der Kalendermann weiß wo, sagt's aber nicht ein gestrenger Herr Papa, der hatte ein munteres Söhnlein von 18—20 Jahren. Das Söhnlein hatte so seinen Gang nach der Mühle. Warum? das geht uns nichts an; aber ein Töchterlein war in der Mühle, und wenn schon die Müllerinnen oft dem armen Mannsbild gefährlich werden können, wie viel mehr die Müllerstöchter! Das mochte dem gestrengen Herrn Papa auch so vorschweben, und deswegen hatte er auch nur halb so viel Freude an den Mühlegängen als der Herr Sohn, und wollte sie am Ende nicht mehr recht leiden.

Im nämlichen Orte nun war auch ein Handelsmann, ein loser

Spaßvogel, den besuchte der junge Herr je zuweilen, und bald hatte der herausgebracht, warum der Gast heute ein so trübseliges, oder, wie Freund Wolstenblaser zu sagen pflegte, ein so krummnasiges Gesicht machte. Also unterhält er sich mit ihm über dies und das, läßt aber nichts davon merken, daß ihm etwas Besonderes aufgefallen sei, und nach einem kurzweilig verplauderten Gländlein geht der Freund wieder heim zum Herrn Papa. War aber des Jungen Gesicht trübselig gewesen des ganzen Tages, so wurde es noch ganz anders, als der Heimkehrende in das Anlitz seines gestrengen Herrn Papa's blickte; denn darin lagerte sich ein wahres Donnerwetter von schwarzen, drohenden Wolken, und wie zudende Blitze führen aus den Wolken zürnende Blicke an dem armen Jungen hinauf und hinunter, hinüber und herüber, und wie wenn es eingeschlagen hätte, blieben sie am Ende haften auf dem hitzigen Theile des rechten Nothflügels unseres armen Jünglings. „Was soll das bedeuten?“ fährt der Gestrenge heraus. „Wo ist der Herr wieder gewesen? Wirt so mein Verbot geachtet?“ Der Junge mochte noch so sehr seine Unschuld versichern, noch so hoch betheuern, er habe Mühle und Müllerstöcker mit seinem Auge gesehen, es half Nichts; der gestrenge Herr Papa deutete drohend auf den rechten Nothflügel, und da saß in der That und Wahrheit als verrätherischer Zeuge ein großer frischer Mehlstaub. Jetzt wollten auch dem Jungen scharf die Gedanken vergehen. Er hatte doch vor dem Ausgehen sein Köcklein fein ausgebürstet, denn er hielt etwas auf sich, und hätte ja zufällig im Dorfe der Müllerstöcker begegnen können, und jetzt saß da der grauige weiße Staubfleck.

Der Gestrenge wettete aus allen vier Winden; dem Jungen sing's an bange zu werden, es möchte am Ende im Ernste noch zum Einschlagen kommen nahm die Thürfalle in die Hand und schlich sich gedankenvoll wieder hinaus zu seinem Freunde, dem Handelsmann.

Diesem erzählte er sein Abenteuer und suchte bei ihm das Räthsel zu lösen. Und siehe da, es war bald gelöst. Der Handelsmann hatte in seinem Ledentisch eine Schublade mit zerschlagenem Zucker zum Verkauf, da aber immer blutwenig Vorath darin war, hatte der Jüngling sich schon mehrmals den Spaß gemacht, heimlich von hinten die Schublade aufzukiechen und ein gut Theil des Inhaltes zuerst in seine Nothtasche, dann in einen verlassenen Winkel des Ladenstübchens zu praktizieren. Der Handelsmann aber hatte den Schlaupf gemerkt und diesmal unglücklicherweise eine gute Portion Mehl auf seinen Zuckervorrath gestreut, um den Spitzbuben auf der That zu ertappen. Der Zuckerdieb war richtig wieder an die Schublade geschäftigen, und hat etliche Stücklein davon heraus und in die Nothtasche geschafft. Aber der Weg, den die Stücklein gegangen, war deutlich an der weißen Straße auf dem Nothflügel zu finden, und so kam der arme Junge in den schlimmen Verdacht. Als der



Gestrenge den Sachverhalt erfuhr, legte sich der gerechte Zorn, doch gab er dem Söhnlein den väterlichen Rath, sich binfüren nicht nur vor Müllerstöcklern, sondern auch vor Handelsmännern in Acht zu nehmen.

### Neue Zahnbürste.



Das ist des Hirten Sepple's Jaföble aus B., nicht weit von Emmendingen. Der hat beim Pfarrer, dessen Kühe er hüten muß, den Gebrauch der Zahnbürste gesehen, und da er ein gar geschicktes und gelehriges Büble ist, so hat er sich das Ding sogleich gemerkt. Seht nur, wie er sich zu helfen weis.

### Jefferson's zehn Lebensregeln.

Die folgenden Regeln für das praktische Leben gab der 1826 verstorbene ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten in einem Briefe seines Namensvetter Thomas Jefferson Smith: 1) nie versäube auf morgen, was du heute thun kannst; 2) nie bemühe Andere mit Dem, was du selbst thun kannst; 3) verschwende nie dein Geld, ehe du es hast; 4) nie laufe unnütze Sachen, weil sie billig sind; 5) Hochmuth kostet mehr, denn Hunger, Durst und Kälte; 6) wir bereuen nie, daß wir zu wenig gegessen haben; 7) nichts ist mühsam, wenn wir es eilig thun; 8) wie oft haben jene Uebel Kummer und Schmerz verursacht, welche nie eintreten; 9) alles betrachte von der guten Seite; 10) wenn du zornig bist, zähle zehn, ehe du sprichst, bist du aber sehr zornig, so zähle hundert.

### Ein theurer Spaß!

Das weis Jedermann, daß der Absinth ein starker Schnaps ist, den man nur mit Wasser trinkt, und wenn's Einer pur kann, — so muß er schon einen gut ausgepichten Magen haben, wenn's ihm den Schnaps nicht wieder zu den Augen herausdrücken soll, 's kann's selten Einer. Das hat der Adlerwirth in Bubenhausen auch gewußt, darum, als eines Tages ein Fremder in den Adler kam und verlangte ein Doppelglas Absinth, stellte ihm der Adlerwirth den Absinth hin, aber auch eine Maßflasche Wasser dazu, „Nun, wohlbekomm's“, sagte er. „Danke“, sagte der Fremde und zog ein ledernes Beutelein,

„und was ist meine Schuldigkeit?“ Nun aber galt der Adlerwirth gerne für einen wüthigen Kopf, und selten verpasste er eine Gelegenheit, um seinen Witz zu üben; also winkte er dem Bürgermeister, der auch am Tische saß und sein Schöppllein trank, mit den Augen zu, als wollte er sagen: „Aufgepaßt, Bürgermeister, jetzt lasse ich einen los!“ Und zu dem Fremden sagte er und lächelte pfliffig: „Der Absinth kostet Nichts, aber das Wasser kostet 12 Kreuzer; es ist heuer nicht gut gerathen.“ Der Fremde steckte den Beutel wieder in den Sack und schelte auch: „Nun, so will ich's denn in Gottes Namen so pro-



biren“, sagte er, und mit der einen Hand schob er die Wasserflasche zurück und mit der andern führte er den Absinth zum Munde, und leerte das Glas, ohne nur zu nuckeln. „Ihr Absinth ist gut“, setzte er hinzu und schmalzte mit der Zunge, „kann ich noch einen haben? aber ohne Wasser, wenn ich bitten darf.“ Und der Fremde lächelte noch einmal, und zwinkerte mit dem linken Auge, und der Bürgermeister lachte, daß er hahelte, und der Adlerwirth lachte Schanden halber auch mit, machte aber ein kuriozes Gesicht dazu; weil er aber ein reicher Mann war, und das Stücklein hatte ihm gefallen, und gut war's, so stellte er auch das zweite Glas auf den Tisch, und nahm einen Anrenn und sagte noch einmal, „Wohl bekomms“, fast hätte er's nicht herausgebracht.

Er hat aber an dem nämlichen Tage keinen Witz mehr losgelassen, der Adlerwirth, „sie sind mir doch zu thuer, Sechsbagen das Stück“, dachte er.

**Gemeinnütziges Allerlei.**

Gegen entzündete Augen wird in Wasser gedämpfter Korbelfraut sein zerschnittnen, und die Nacht über warm auf die Augen gebunden.  
 Gegen das Wechselfieber streiche gewöhnliches Bech vom Schuhmacher auf ein Hand großes Stück Schaafleder, und lege es auf den Magen bis es von selbst abfällt. Fühlt man nach 10 Tagen keine Wirkung, so nimmt man statt Bech diesen Terpentin, und nach diesem, wenn es noch nicht wirkt, wieder das Bech. Eines von beiden hilft.  
 Gegen die Kollik schütte Wasser über gestopfenen Glanzruch, lasse es eine Zeitlang darauf stehen, und nimme davon einen guten Schluck.

**Wer ist Herr im Haus?**

Mancher meint Er sei's, weil er eine Compagnie Soldaten oder ein Paar Hundert Bauern in Ordnung halten kann, und weil er sonst außer dem Hause ein gar gestrenger und gefürchteter Herr ist, und ist's doch nicht, und weiß es nicht einmal immer, und das ist noch am Besten, wenn's Einer nicht weiß. Einer aber hat's gewußt und seine Frau auch, wollten's aber beide nicht merken lassen vor den Leuten; 's geht Niemand was an“, dachte er, „meine Compagnie zu allererst, die Kerls werden mir sonst rebellisch“. Einmal habens die beiden nach dem Mittag-Essen zwei Stunden lange getrieben, der Verdauung wegen, und als der Frau endlich die Redensarten ausgingen, — sie konnte nimmer, — so griff sie zu kräftigen Beweismitteln und schüttete ihm ein Glas Wasser in's Gesicht. Und als er sich die Augen wuschte und war als noch nicht überzeugt, so trocknete sie ihm das Gesicht wieder mit der Serviette, aber etwas unfaust, rechts und links, daß rothe Flecken zurückblieben, und als er sich hinter einen Stuhl retirirte und schrie: „und Du bekommst den Schwab doch nicht, Du Here!“ da ließ sie ihm einen Dreibagen-Lath, als Bombe an den Kopf fliegen, und griff nach der Weinsflasche, sie war noch halb voll. „Jetzt“, dachte er, „ist's Zeit, als tüchtiger Militär muß ich auf einen geordneten Rückzug denken“, und schlüpfte unter den Tisch.

Während er aber unter dem Tische saß, und verbarrtstarrt lag mit einem Fußschemel und macht Betrachtungen über Schiller's  
 . . . . . Ste flechten und weben,  
 Stimmliche Rosen ins irdische Leben,  
 und sie will eben die Feindseligkeiten wieder eröffnen und schreit:  
 „Willst Du mir ihn kaufen oder nicht?“ klopfte es an der Thüre



und herein tritt der Rittmeister, ein guter Bekannter, und die Frau wuschte zur andern Thüre hinaus.  
 „Da, ha!“ lachte der Rittmeister und merkte Etwas, „Sie amüsiren sich unter dem Tische, Herr Kamerade? Ich glaube Sie wollen eine Belagerung aushalten, weil Sie die Festung verproviantiren?“ und stieß mit dem Fuße an den Lath Brod, der unter dem Tische lag. Dann hat der unterm Tische geantwortet: „Ich denke ich bin hier Herr im Hause, und kann mich hinsetzen, wohin ich will. Es ist so schattig hier unten und kühl, wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, Herr Kamerad?“ Der Herr Kamerad wollte aber nicht, und so setzten sie sich denn beide an den Tisch, und die Frau, die sich als Liebendwau-

dige Hausfrau präsentirte, als wäre sie's nicht gewesen, servirte den Kaffe und war so lieb und herzlich zum Fressen. „Herr Kammerab, Sie haben einen Enkel zum Weibe“, sagte der Gast, als sie wieder allein waren. „Nicht wahr?“ sagte der Ehemann und blies eine sehr starke Cigarrenwolke bis an die Decke, „ja ich bin sehr glücklich mit meiner Eulalia. Wollen Sie mit nicht einen Schwal aussuchen helfen? Morgen ist ihr Namens-tag.“

### Auch ein Napoleon.

„Service pour Service“, hat der große Napoleon gesagt, als er einem seiner verdienten Generals ein prachtvolles Porzellan-Service zum Geschenk machte. Wenn auch nicht Alles gut war, und sogar Vieles nicht, was der Napoleon gemacht hat, das Wortspiel war's. Es hat auch einem Oesterreicher gefallen, der gerade dazumal in Paris war, (in Wien sagen sie, der Oesterreicher sei ein Schwab gewesen, einer von den Sieben) und weil's ihm so gar gut gefallen hat, so dachte er, das producire ich bahem, kann's der Napoleon, so kann ich's auch. Also kaufte er auf der Rückreise ein Kaffe-Service von Zeller Porzellan, Kaffe-kanne, Milchkanne, Zuckertöpfe und ein Duzend Tassen, für seinen Gutsverwalter, wenn der gut gewirthschaftet habe. Und als der Oesterreicher sich überzeuget hatte, daß sein Verwalter wirklich gut gewirthschaftet und nicht allzuviel für sich selber, so ließ er ihn zu sich rufen. Im Empfangszimmer, es mußte den Thronsaal vorstellen, war das Kaffe-Geschirr auf einem Tische in möglichst günstigem Lichte aufgestellt, neben branstand unser Gutsbesitzer



in würdevoller Haltung, die linke Hand auf den Tisch gestützt, die Rechte zwischen die Beine geschoben, gerade wie der Napoleon, und zum Verwalter, der in größter Devotion vor ihm stand, und bald seinen Herren, bald die Kaffebecken anstierte, sagte er: „Weil's gor so gut gewirthschaftet hob'n, hob i Ihne Was mit-bracht“; und mit einer majestätischen Handbewegung legte er hinzu: „Porzellan für Porzellan!“ Nämlich weil der Verwalter nicht französisch verstand, sondern nur österr-eichisch, so meinte der Herr, er dürfe nicht sagen: „Service pour service“, der Andere hätte es nicht verstanden, drum sagte

er auf deutsch: „Porzellan für Porzellan“, obschon's auch nicht deutsch ist.

Item: Der Verwalter hat nicht Alles verstanden, aber doch die Hauptsache, und trank an dem nämlichen Tage noch mit seiner Frau Kaffe aus dem neuen Geschirr.

### Allzuscharf haut nicht.

Es gibt gewaltig strenge Herren in der Welt, große und kleine, die Kleinen aber sind die ärgsten. Ein solcher kleiner großer Herr war der Postmeister in N . . . ., ich darf's nicht verrathen, wo es war, wegen den Leuten, aber im Bodischen war's nicht, da kommt so Etwas nicht vor. Wenn die böse Welt sagt, sie seien alle grob die Postmeister, so ist das eine schändliche Verläumdung, eine schändliche, unserer aber war's und zwar extra, und wenn er bei den Posthaltern Dienstvisitation hatte, so war's kein Festtag, für Niemand, ausgenommen für ihn selber, und die Postkellere suchten den Tag vorher und noch acht Tage nachher, und die Posthalter doppelt so viel, — natürlich als Vorgesetzte. —

„Kerl, Dir fehlt ein Knopf am Steege“, schnauzte der Herr Postmeister den Postillon an, der ihn Extrapost fahren sollte und sich eben in den Sattel geschwungen hatte. Nun aber wollte der Postillon dem gestrengen Herrn erklären, wie er eigentlich Nichts dafür könne, und wie der Knopf eben erst gesprungen sei beim Aufsteigen und langte respectvoll an den Hut und sagte: „Onaden, Herr Postmeister, Sie verzeihen, ich . . .“

„Maul gehalten, wenn ich spreche“, schrie der Postmeister, und zu dem Posthalter, der mit dem Hute in der Hand den Schlag öffnete, sagte er: „Und Ihnen Herr Posthalter will ich empfehlen, daß Sie Ihre Leute prowerer und mehr in der Zucht halten, den Kerl da strafen Sie um 30 Kreuzer!“

„Ich will Euch den Meister zeigen, Ihr Schlingel“, setzte er hinzu und drohte mit der Hand nach einem halben Duzend Postillon, die in voller Uniform in Parade aufgestellt waren, „Ihr sollt an mich denken, Ihr Dreck-Spazier! Alle jage ich Euch zum Teufel!! Vorwärts!“ Und er sprang in den Wagen, und der Postillon peitschte auf die Pferde, als hätte er Jemand Ander's unter der Fuchtel und dachte: „Mein Teufel-geld hätt' ich.“

Das war so des Herrn Postmeisters gewöhnliche Abschieds-rede, die Postillon wußten sie schon auswendig, und daß ihm alle aus tiefstem Herzen eine glückliche Reise wünschten, kann man sich denken.

Als der Herr Postmeister zwei Stunden darauf in der nämlichen Extrapost wieder zurückfuhr und der nämliche Postillon saß wieder im Sattel und der nämliche Knopf fehlte noch an dem nämlichen Steege, da wurde der Herr Postmeister wild, denn vorher war er nur ein wenig grob gewesen, um nicht aus der Urbung zu kommen. „Millionen Donnerwetter, Kerl“, brüllte er den unglücklichen Postillon an und drüllte seiner Schnurrbart, er hatte einen, und drüllte ihn nur wenn er wüthend war, das heißt oft, „es fehlt Dir schon wieder ein Knopf!“

Aber Herr Postmeister“, sagte dieser, „es ist ja noch der nämliche, ich habe ja noch nicht Zeit gehabt . . . .“ „Halte Dein Maul, insamer Bengel, Du bist um 1 Gulden gestraft, und noch ein Wort und Du bist entlassen. Jetzt fahre dem Teufel zu!“ „Warte Postmeister!“ dachte der Postillon, und die Pferde stiegen dahin, wie die Kugel aus dem Rohre. „He! Schlingel, was machst Du?“ rief der Postmeister ängstlich aus dem Wagen. „Ich fahre dem Teufel zu, Herr Postmeister, wie Sie befohlen haben!“ schrie der Postillon und hieb in die Pferde, und im nächsten Augenblicke, plaus! lag die ganze Geschichte, Wagen, Postmeister, Schnurrbart und Alles in einem Kleeader. „Oh! Oh!“ ächzte es aus dem Wagen, „meine Schulter ist entzwei! Millionen Donnerwetter, verdammer Kerl, hilf mit aus dem verfluchten Kasten! Warte wenn ich herauskomme!“ „Werde mich hüten“, dachte der Postillon und rieb sich das Schienbein und sagte: „Halten zu Onaden, Herr Postmeister, ich will nur erst meinen Knopf annähen lassen, soll ich noch ein-



mal gestraft werden?!" Und also hieb er die Stränge ab, schwang sich auf den Satteltgaul, und sprengte auf der Straße fort. Der Postmeister fluchte und schimpfte noch zwei Stunden in seinem Kleider, bis er endlich erlöset wurde, und hätte Zeit gehabt, ein wenig nachzudenken, hat's aber nicht gethan. Der Postillon wurde entlassen und hat nachher gesagt: „Und es reut mich doch nicht“ und der Postmeister hatte vier Wochen an seiner Schulter zu kurtiren, und die Posthalter hätten 4 Wochen Ruhe, so zu sagen Vacanz: höflicher ist er aber doch nicht geworden.

**Merke:** Dienstfeier thut gut, aber allzuscharf haut nicht, oder haut den eigenen Herrn.

Ein Postillon ist so zu sagen auch ein Mensch und selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird.

Schön war's aber nicht von dem Postillon, und christlich gar nicht, denn man soll sich nicht rächen, sondern vergehen!

### Der beste Achter.

In D. war ein alter Kauz von einem Wirth, der hatte eine gar löbliche Eigenschaft, die heutzutage leider immer mehr in Abgang kommt, er wollte nämlich immer den besten Achter haben, weit und breit. Daß der Mann seinen Vorsatz ausführte, und nicht schlecht dabei fuhr, bewiesen die vollen Wirthsstuben, die allabendlich bei dem braven Manne sich fanden, und die Lektien des Nachbors, bei dem er oben an stand. Unter den Gästen gab es aber, wie überall, auch manche lustige Brüder, die, trotz ihrem herzlichem innerlichem Wohlgefallen an dem Achter des Wirthes, es nicht lassen konnten, denselben mit allerlei Redensarten zu bekitteln und zu bemängeln, und sogar zu behaupten, der Wirth in R. habe einen ebenso guten, wo nicht bessern Achter. Das war dem wackern Schwänenwirth zu viel. „Eine Wette gilt's“, rief er dazwischen, „eine Wette von 6 Maas Zwölfer, er hat keinen Bessern!“ „Es gilt und eingeschlagen“, riefen die drei Spasvögel wie aus einem Munde, „bei der nächsten Holzversteigerung im Walde bei R. wird die Wette ausgemacht.“

Wie gesagt, so gethan. Acht Tage darauf wird die Versteigerung abgehalten, und wie das auch sonst gute Sitte ist, damit die Holzliebhaber sich nicht im Freien erkälten, und auch etwas mehr Courage zum Sietzern bekommen, nimmt der Schwänenwirth einige Duzend Krüge von seinem Achter mit hinaus. Als diese alle bis auf sechs, leer waren, heißt

es, jetzt muß die Wette entschloßen sein! Also schickt man zwei vertraute Leute nach R., und nimmt sie gehörig in Pflichten, sie sollen von des dortigen Wirthes bestem Achter sechs Krüglein holen. Zugleich aber practiciren die drei Spasvögel 6 andere leere Krüge auf die Seite, schiden ebenfalls einen Vertrauten nach D. in den Schwänen, einen schönen Gruß vom Herrn und er brauche noch sechs Krüge vom besten Achter. Zwar hatte der Schwänenwirth beim Fortgehen gesagt, man solle ja keinen vom besten Achter hergeben, wenn er nicht selber schide und die Krüge von ihm wären, aber es sind ja unsere Krüge, meinte das Großmütterchen, und der Jakob sagt ja, der Herr sei de ihn. So wird denn der Wein verabsolgt. Draußen im Walde war die Verwechslung der Krüge ebenfalls bald geschehen, und so die Weinprobe vorgenommen. Der Schwänenwirth war ein seiner Weinkusturer und verstand es, das edle Göttergewächs meisterlich auf der Zunge zu prüfen und zu wägen.

Er verkostet ihn, nimmt wieder ein Schüllein bald von dem Einen, bald von dem Andern, sein Gesicht wird immer



ernster, immer länger, Unparteiische prüfen ebenfalls, sie finden den R-r noch besser als den D-r, er aber sagt: „nein, meine Herren, besser ist er nicht, aber ebenso gut, und wenn ich nicht wüßte, daß er von R. ist, so sagte ich, er sei aus meinem Keller. Ich habe die Wette verloren.“

Am Abend, als er heimkam, sagte er kein Wörtchen von der verlorenen Wette, denn der Mann schämte sich sogar seiner Frau zu gestehen, daß der Wirth in R. eben so guten Achter habe, als er. Stillschweigend stellte er am andern Tag die verlorenen Flaschen auf den Tisch, aber am dritten eilte er hinaus nach R., und forderte ein Schöppllein von dem Achter, den man sez hin im Walde getrunken habe, vom Besten. Das lautete freilich anders, das war ein ander Gewächs, daß der gute Schwänenwirth sein Schöppllein stillschweigend zahlte, ohne es auszutrinken, und heimging, und die Frau zu Hause das Nähere befragte, bis ihm Alles sonnenklar vor Augen lag. Aber gegen die Gäste ließ er nichts mit Worten vermerken, sondern schweig mäschenstille, machte im Keller ein besondrer Fäßlein zurecht für die lustigen Bösgel im Nebenzimmer, die ihm den Streich gespielt hatten, und drei Monate lang war im Nebenzimmer des Schwänenwirths Achter nicht mehr so gut, wie früher. und so oft die Gäste klagen wollten, sagte er nur so im Vorbeigehen: In R. trinkt man Bessern! Nach drei Monaten brachte er wieder vom Alten, er hatte die Wette wieder eingebracht, und von da behauptete Keiner mehr, daß der Schwänenwirth in D. nicht den Besten habe.



**S** ut Wort und That nicht mehr aus, als ein Fähnlein Landsknechte

und mehr als zehn, wie die Geschichte beweisen wird, welche dem freundschaftlichen Leser hier mitgetheilt wird. Sie ist zwar schon über ein Dalsjahrausend alt, aber immer noch so schön, daß man sie anno 1859 mit Wohlgefallen lesen kann.

Es war nämlich im Jahre 1356, als die Stadt Basel von einem Erdbeben, oder Erdbidem, wie es in den alten Chroniken heißt, gar schrecklich heimgesucht wurde, also daß vor drei Jahren die Basler eine große Feter zur fünfshundertjährigen Erinnerung dieses Unglücksjahres begangen haben. Da stürzten die Häuser straßenweise zusammen, und der eine Münsterthurm kam mit samt den Glocken herab auf den großen Platz. Die Kohlen, die auf manchem verschütteten Herde noch fortglühten, entzündeten das zusammengefügerte Gebälk, aus den Trümmerhaufen züngelten alsobald die gierigen Flammen hervor und zerstörten, was noch nicht eine Beute der vorbergehenden Verwüstung geworden war. Auch viel Volks ging theils unter den Trümmern des Erdbebens, theils in der Gluth der Feuerbrunst elendiglich zu Grunde.

Zu allem Unglücke war aber gerade damals auch viel Volk von auswärtis in der Stadt, nicht etwa wegen des Erdbebens, aus Neugierde oder um Hüffe zu leisten, denn die armen Leute hatten draußten wider die eigene Noth und Drangsal zu kämpfen, weil das Erdbeben sich natürlich nicht allein auf die Stadt Basel beschränkte, sondern ringsumher, diesseits und jenseits des Rheines seinen verderblichen Ungang hielt, und auch in unserm Vaterlande manchen Kirchthurm zum Straucheln brachte, und manch stattlich Mitterschloß auf den Bergen und in den Thälern in einen Steinhaufen zusammenrüttelte, bei welchem Anlaß insbesondere das Schloß zu Brombach und Dellingen zusammenstürzte; — nein, das Volk hatte sich vor einem menschlichen Feinde in die Stadt geflüchtet, um Schutz und Schirm vor seiner Bedrängnis zu suchen. Der Herzog Albrecht von Oestreich, genannt der Lahme, lag nämlich gerade zu jener Zeit in dem Lande rings um die Stadt, diese zu belagern, wie es heißt, „eilicher Land und Stadt gerechtigkeitt willen“.

Dieser Albrecht ist der Vater jenes Herzogs Leopold, dem die Eidgenossen 30 Jahre später bei Sempach mit gar großer Mänze zum Voraus heimzählen, was er ihnen zugeadcht hatte. Der Krieg ist ein großes Uebel. Man weiß nicht, was man

mehr beklagen soll: die Gräuel, die mit ihm einberzehen, oder das Glend, das wie die Marodirer hinter ihm herschleicht.

Es ist, als ob in der Tiefe des Menschenherzens ein wilder, blutdürstiger Tiger schlief, und wenn die Trommeln wiebeln und die Trompeten blasen, oder die wilden Sturmlocken rufen die Böfster, statt zum Gotteshaufe, zum Kampf und Aufbruch zusammen, da erwacht der grimmlige Schläfer, und stürzt sich in seiner Wier über das Menschengeschlecht, bis er sich gesättigt hat mit Blut und Thränen. Aber die böse Macht ist's nicht allein, die der Krien zum Erwachen bringt, auch manche schlummernde Kraft kommt da zur freudigen Entfaltung, manch zündender Funke sprüht aus der Seele hervor, und manche große, herrliche That erwächet, der reifenden Mehre gleich aus dem blutigen Saatsfelde des Kriegers, ein Zeugniß, daß der Schöpfer nicht nur schlimme, sondern auch gute Keime gelegt hat in den Grund einer jeglichen Menschenseele.

Von einem solchen Geiste und einer solchen That berichtet unsere Geschichte. Als nämlich das Erdbeben solch entfesslich Unglück in der belagerten Stadt angerichtet und vielfach auch die schüßenden Mauern umgestürzt und mit ihnen die tiefen Gräben ausgefüllt hatte, da traten zu dem Herzog die Kriegsobersten heran und riefen ihm, jetzt solle er angreifen, jetzt werde es ihm ein Leichtes sein, der in Angst und Verwirrung versepften Stadt sofort Herr zu werden.

Was aber meinst du, lieber Leser, daß der wadere Mann zur Antwort gegeben habe?

„Et da behüte mich Gott vor! sprach er, wo bleibe denn der Befehl Christi: Liebet eure Feinde; thut wohl denen, die euch beleidigen?“

Die Antwort war recht, aber nicht minder gut und edel war auch die That. Er schickte der schwergeprüften Stadt 400 seiner handfesten Schwarzwälderbauern zu, die er auf eigene Kosten unterhielt, während sie drinnen helfen mußten zu räumen und wiederzubauen.

Diese säuberten denn auch die Eisengasse bis zum Kornmarkt und sonst noch manchen andern verschütteten Ort.

Mit inniger Freude sah der Herzog, wie seine Feinde sich wieder erholtten und sprach: „Wann sie sich dann wieder werden bewahrt haben und lassen sich nicht recht an, dann wollen wir wieder drauf und dran, und uns herumschlagen, daß das Feuer herausfahren soll.“

Die Basler aber bauten zwar ihre eingestürzten Mauern wieder auf, aber sie verringelten dem edeln Herzog ihre Thore nicht wieder, sondern schlossen mit ihm einen billigen Frieden und blieben fortan mit demselben in freudlichem und gutem Vernehmen.

Trost für manches Menschenkind.



Mama, sagte ein hochgebornes Knädeln zu seiner Mutter, der Pastor sagt, alle Menschen können in den Himmel kommen; aber nicht wahr, die bürgerlichen doch wohl nicht?

Allerdings ist das wahr, mein Schindchen, erwidert die Allergnädigste, sonst hätten wir ja im Himmel — keine Dienerschaft.

# Redensarten.



Der Hunger ist sinnreich!  
sagte der Fuchs, als er die Ente rupfte.



Wie das Maul, so ist der Salat!  
sagte der Esel und fraß Ditteln.



Gelehrte Leute finden sich!  
sagte der Fuchs, als er mit der Gans  
in den Wald ging.



Der Gescheidtere gibt nach!  
sagte der Ochs zum Mehger.



Ein gutes Wort findet einen  
guten Ort! sagte der  
Hanswurst, als ihn der Landvogt  
in den Thurm werfen ließ, weil  
er ihn geschimpft hatte.



Sind auch Kleien da?  
sagte das Schwein, als es beim Löwen zu  
Tisch geladen war.!



Ein voller Bauch studirt nicht gern!  
sagte das Schwein, nachdem es sich satt ge-  
fressen.



Es ist nicht Alles Gold, was  
glänzt! sagte der Nagelschmiedhund,  
als er mit dem glühenden Eisen ge-  
stupft ward.



Alle Tage was Neues!  
sagte die Kaß, als sie sich an der  
heißen Milch das Maul verbrannt  
hatte.